

Die große Gruselserie von Jason Dark

Horror-Baby

Frankreich 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Horror-Baby

John Sinclair Nr. 820

von Jason Dark

erschienen am 22.03.1994

Titelbild von Barclay Shaw

Sinclair Crew

Horror-Baby

»Wir müssen es tun! Wir müssen es tun!« Der Mann atmete heftig und keuchte dabei. Die Frau war schon nackt. Sie schob ihr Becken vor und nickte.

»Ja!« flüsterte sie rau. »Komm! Komm sofort!«

Beide fielen übereinander her. Es war keine Liebe dabei. Es war der reine Sex. Aber sie wussten genau, was sie taten. Und sie taten es so lange, bis beide erschöpft zur Seite fielen. Alles andere lag nicht mehr in ihren Händen. Sie hatten nur den Keim gelegt…

Der helle Kinderwagen stand völlig harmlos auf dem Gehsteig, direkt neben dem schmiedeeisernen Vorgartentor. Obwohl der Weg abschüssig war, geriet er nicht ins Rollen. Erwirkte so, als wären seine Räder durch Keile festgeklemmt.

Der Kinderwagen passte nicht in diese Umgebung. Zumindest nicht so einsam stehend. Wäre er von einem Kindermädchen geschoben worden, hätte niemand Anstoß nehmen können, aber im letzten Licht des schwindenden Tages wirkte er doch etwas verloren.

In dieser Umgebung wohnte man zwar luxuriös, aber der Begriff Nachbarschaft wurde klein geschrieben. Jeder lebte für sich dahin, versteckt in großen Häusern oder Villen und umgeben von weitläufigen Gärten.

Auch tagsüber war es ruhig. Eine Umgebung zum Spazierengehen, am Abend schlief sie völlig ein. Hin und wieder nur rollte ein Wagen durch die Straßen, doch für fremde Kinderwagen interessierte sich keiner der Fahrer.

Was war schon ein Kinderwagen? Vier große Speichenräder, darauf ein Gestänge, das auch Unebenheiten des Erdbodens ausfederte, dann das kleine Bett selbst, darüber das Dach – es war völlig normal. Ebenso wie das Septemberwetter, dessen Wind die ersten Blätter von den Bäumen gerissen hatte und sie nun über die Straße trieb.

Ein normaler Wagen also, und doch wirkte er irgendwie bedrohlich und abweisend. Er würde, so wie er aussah, keinen Menschen anlocken. Niemand würde sich um ihn und den Inhalt kümmern. Eine unsichtbare Aura umgab ihn, die abschreckte.

Es passte auch die äußere Umgebung, die wie eine Bühnendekoration wirkte. Da war der Himmel, noch nicht schwarz, aber von einem fleckigen Grau, über das die Wolken wehten wie dicke Gespenster. Die Sonne war völlig verschwunden, erstes fahles Mondlicht breitete sich aus und legte einen sanften Schleier um die Ränder der Wolken. Am Himmel entstand ein bizarres Bild, das kein Vertrauen einflößte, sondern so aussah, als wollte es die Geister und Dämonen der Nacht entlassen, damit sie über die Menschen herfielen.

Niemand kümmerte sich um den Wagen. Verloren stand er auf seinem Platz, nicht einmal weit von einer Kreuzung entfernt, über die Blätter wie ein sanfter Strom geweht wurden.

Ein dunkler Mercedes fuhr mit schmatzenden Reifen vorbei. Er bog nach links in die andere Straße. Das Licht der Scheinwerfer flackerte noch gespenstisch nach, dann war es verschwunden.

Plötzlich bewegte sich der Kinderwagen.

Niemand hatte ihn berührt. Ein Ruck durchfuhr ihn. Er federte, und für einen Moment erschien über dem Rand die schmale Hand eines Babys.

Die Geste glich einem Startsignal, denn der Kinderwagen rollte an.

Seine großen Räder bewegten sich, und bei jeder Umdrehung blitzten die Speichen. Der Untergrund war nicht ganz eben, der Kinderwagen schaukelte, wippte, rollte weiter. Wie von Geisterhand gesteuert blieb er auf dem Gehweg. Die bereiften Räder rollten über den Belag, und wäre das Kind in der Lage gewesen, sich auf zurichten, hätte es sicherlich in der Ferne den grauen breiten Streifen gesehen. Genau dort wand sich der Fluss durch sein Bett.

Straße und Gehsteig beschrieben nun eine Rechtskurve. Der Kinderwagen meisterte auch sie – wie ferngesteuert.

Allmählich veränderte sich die Gegend. Die Häuser wurden weniger. Flaches Gelände fiel sanft ab, hin und wieder von einem dichten Buschstreifen bedeckt. Die Straße verschwand in einer Linkskurve, doch der Wagen fuhr geradeaus weiter.

Er hatte die Straße verlassen, rollte über das normale Brachgelände, das wenige Yards weiter schon zu den Uferauen und zum Überschwemmungsgebiet der Themse gehörte, stets feucht war und ein regelrechtes Biotop bildete.

Der Kinderwagen nahm wippend und schaukelnd die Unebenheiten des Geländes. Das Kind beschwerte sich nicht. Nicht ein Schrei drang aus dem Wagen. Es erschien auch kein Gesicht in der Öffnung der Haube, das Kind nahm alles hin.

In Kurven fuhr der Kinderwagen weiter. Die Dunkelheit verdichtete sich. Schatten lagen auf dem Boden. Vom Fluss her wehte es feucht. Schiffe durchpflügten das Wasser. Ihre hellen Positionsleuchten glänzten wie die Sterne einer fernen Galaxie.

Über ein sehr feuchtes, mit Moos bewachsenes Stück rutschte der Wagen hinweg. Er glitt auf einen schmalen Spazierweg zu, der den Flusslauf begleitete und an dessen linker Seite Bänke in verschiedenen Abständen standen, gedacht für Spaziergänger, die das Panorama des Flusses genießen wollten. Im Sommer ideale und lauschige Plätze für Pärchen, jetzt im Herbst waren die Bänke zumeist leer. Wer sich um diese Jahres- und Tageszeit hier noch hinsetzte, der musste wirklich ein extremer Naturliebhaber sein.

Der Kinderwagen setzte seinen Weg fort. Die Speichen blitzten bei jeder Umdrehung. Das leichte Wippen blieb, und hin und wieder bewegte sich auch die Decke, als würden die kleinen Füße strampeln.

Bis das Fahrzeug plötzlich stoppte!

Nicht sanft, sondern ruckartig. Der Kinderwagen erhielt noch einen mächtigen Gegenschub, er drückte sich vorn nieder, als wollte sich der Haltegriff dem Boden nähern. Noch ein kurzes Zurückwippen, dann stand er still.

Und wieder war es nicht normal. Abermals wirkte er gefährlich, lauernd, beinahe schon bösartig.

Dann bewegte sich die Decke. Leise Geräusche waren zu hören.

Wieder erschien eine kleine Hand. Helle Finger krallten sich fest, und aus der Mulde des Kopfkissens erklang ein fürchterliches Geräusch.

Es hatte nichts mit dem Schreien eines Kindes zu tun, sondern erinnerte eher an das Fauchen eines kleinen Panthers.

Etwas richtete sich auf, schaute über das Kissen hinweg und auch über den hinteren Rand des Wagens. Dieses Etwas suchte ein Ziel, und das saß auf einer der Bänke, gar nicht mal weit entfernt.

Aus dem Wagen drang ein böses Kichern…

***

Selma Swan gehörte zu den Menschen, die normalerweise keinem Trubel aus dem Weg gingen. Tagsüber war es der Job in einem großen Kaufhaus, am Abend die Disco, wo man sich austoben und sich den Frust von der Seele tanzen konnte, ansonsten gab es kaum etwas dazwischen; das eine ging nahtlos in das andere über.

Und trotzdem war Selma sauer. Sie hatte über ihr Leben nachgedacht, und dabei war ihr ein guter Vergleich eingefallen. Sie bezeichnete ihr Dasein als die Summe zahlreicher Momentaufnahmen, die kamen, vergingen und nichts hinterließen.

Doch – sie hinterließen eine Leere.

Nur Momentaufnahmen.

Männer, die Selma anmachten oder von ihr angemacht wurden, aber sie alle waren nicht die Typen, die man für ein Leben brauchte, die man heiratete, an die man sich anlehnen konnte, wenn es Probleme gab, denn sie waren zumeist das Produkt der egoistischen Gesellschaft, in die sich auch Selma gut hineingefunden hatte. Sie hatte immer mitgespielt, war aber nun an einem Punkt angelangt, an dem ihr klar wurde: So konnte es nicht weitergehen!

Auf keinen Fall. Ihr Leben zerrann, und wie es dahinfloss, hatte sie in den letzten Wochen erlebt. Die Beziehung zu Fred hatte nur vierzehn Tage gedauert. Sie hatte sich schon Hoffnungen gemacht, doch er hatte sie fallenlassen und war lachend gegangen. Er hatte sie zurückgelassen, er wollte keine Bindung eingehen.

Sie überlegte, was sie falsch gemacht hatte. Sie musste jetzt einfach allein sein, sie wollte mit niemandem reden, weil doch alles keinen Sinn hatte. Niemand würde ihr irgendwelche Ratschläge geben können, durch dieses Tief musste sie allein durch, aber Selma gestand sich ein, dass ihr wildes Leben trotz aller Feiern und Partys im Prinzip nur aus Tiefs und Enttäuschungen bestand. Alles war wie ein flüchtiger Hauch.

Genau dreißig Jahre zählte sie jetzt, und das war so etwas wie eine Schallgrenze. Ihren Geburtstag hatte Selma Swan ganz allein gefeiert, wobei von feiern keine Rede sein konnte. Das heulende Elend war über sie gekommen, und in der Nacht hatte sie zum ersten Mal Bilanz

gezogen und in sich selbst hineingelauscht.

Ihr war plötzlich klar geworden, was sie wirklich wollte. Einen Mann, eine Ehe, vor allem Kinder. Alles Dinge, über die sie in den vergangenen zehn Jahren gelacht hatte, die nun aber wichtig für sie geworden waren.

Der Geburtstag lag jetzt drei Tage zurück. Selma hatte die Probleme noch immer nicht verarbeitet. Sie wollte und musste nachdenken, aber sie wollte es nicht in ihrer Wohnung tun, denn dort kam sie sich vor wie in einem Gefängnis. Zudem waren die beiden kleinen Zimmer mit zu großen Erinnerungen behaftet. In der freien Natur konnte sie besser denken und auch richtig durchatmen.

Deshalb war sie mit ihrem kleinen Fiat hinab zu den Themseauen gefahren. Sie hatte den Wagen irgendwo abgestellt und war zu Fuß durch den Buschgürtel gegangen, bis hin zu den Bänken, wo sie ihren Platz gefunden hatte.

Der Sommer hatte sich zurückgezogen. Ein kühler Wind wehte über das Wasser und traf auch ihr Gesicht, als wollte er Tränen bei ihr trocknen. Selma hatte in den letzten Tagen einige Male geweint, denn sie wusste nicht, was sie anstellen musste, um nur in die Nähe ihres Zukunftstraumes zu gelangen.

Es gab keine Chance.

Zumindest sah sie keine.

Doch sie gab die Hoffnung nicht auf. Wenn die Depressionen oder die traurige Stimmung vorbei war, dann würden sich ihre Gedanken so weit geklärt haben, dass sie gewisse Dinge in Angriff nehmen konnte. Sie war ja nicht hässlich. Manche bezeichneten Selma sogar als ausgesprochen hübsch, obwohl sie da immer widersprach, denn sie mochte ihren Körper nicht, der einfach zu rund war, und auch das puppige Gesicht gefiel ihr nicht. Sie gab ihm die Schuld daran, dass viele Männer sie nur als ein Spielzeug ansahen und sie nicht ernst nahmen.

Das musste sich ändern.

Seufzend hob sie den Kopf und holte aus der Seitentasche ihrer gefütterten roten Parkajacke eine Schachtel Zigaretten hervor. Die Beine hatte sie ausgestreckt. Zu den blauen Jeans trug sie ebenfalls blaue Schuhe mit flachen Absätzen.

Zweimal erlosch die Flamme des Feuerzeugs. Erst beim dritten Mal brannte die Zigarette, und sie pustete den Rauch in die klare Luft, legte den Kopf zurück, schloss für einen Moment die Augen und gab sich ihren Träumen hin.

Auf einer Insel zu sitzen, von Sonnenschein umgeben, auf eine Welle schauend, die sich der Insel näherte, sie packte und wegtrug.

Einfach irgendwohin, wo das Leben anders war und sich die Menschen von der netten Seite zeigten. Wo all ihre Träume erfüllt

wurden und es keine Probleme gab.
Sie sah sich inmitten einer kleinen Familie. Sie hatte einen Mann, der sie liebte, und zwei nette Kinder. Ein Stück heile Welt, über die viele lächelten.
Selma nicht mehr.
Ein Geräusch riss sie aus ihren Träumen.
Schlagartig öffnete sie die Augen, schaute zum Fluss hin, sah aber nichts, was anders geworden wäre. Das dunkle fließende Wasser, die hellen Schaumkronen an den Ufern, hin und wieder die Lichter eines Schiffes, und auch das Rauschen hatte sie nicht gestört, weil es einfach dazugehörte und nicht fremd war.
Selma schrak zusammen, als die Glut der Zigarette ihre Haut berührte. Sie hatte den Glimmstängel nur einmal angeraucht, ansonsten war er verascht. Hastig warf sie die Kippe zu Boden, trat sie aus und veränderte dabei zwangsläufig ihre Haltung. Sie saß jetzt aufrecht und gespannt auf der Bank, dachte nach, drehte den Kopf nach links, wo sie keine Veränderung entdeckte, dann nach rechts – und…
Selma Swan saß unbeweglich.
Sie wollte es nicht glauben. Das war nicht zu fassen, und sie dachte daran, dass sich ein Requisit aus ihrem Traum gelöst hatte und zur Wahrheit oder Realität geworden war.
Nicht weit entfernt stand ein Kinderwagen!
Hohe Räder, blitzende Speichen, ein ebenfalls blitzendes Gestänge, darüber die Wiege mit dem vorgezogenen Dach. Ein Kinderwagen, wie man ihn in jedem Kaufhaus erwerben konnte, doch dieser hier hatte den Weg zu ihr gefunden…

***

Wer auch immer den Wagen hergefahren hatte, war offenbar sehr schnell und lautlos wieder verschwunden.
Selma Swan spürte ein Kratzen in der Kehle. Über ihren Rücken lief es kalt hinweg, und sie wusste selbst nicht, warum sie so reagierte. Sie fürchtete sich vor einem Kinderwagen, was im Prinzip lächerlich war. Es gab doch wirklich keinen harmloseren Gegenstand als einen Kinderwagen.
Weshalb die Beklemmung?
Vielleicht weil sie niemanden gesehen hatte. Keine Mutter, keinen Vater, kein Kindermädchen.
Der Wagen stand da, als wäre er aus dem Himmel herab auf die Erde gefallen. Die nächste Frage stellte sich ihr automatisch. War der Wagen leer oder lag ein Kind darin?
Aus dieser Distanz konnte sie es nicht erkennen, es war dunkel geworden. Im Restlicht des entschwindenden Tages wollte sie

hineinschauen und stand auf.
Der Wagen stand allein da. Kein Mensch war in der Nähe, der ihn abgestellt hatte. Sie hörte auch kein fremdes Geräusch.
Der Wagen lockte, obwohl er ihr gleichzeitig schon ein wenig unheimlich war.
Sie hörte, wie ihre Sohlen über den weichen Boden schleiften, und sie bemerkte, dass die Hände schweißfeucht geworden waren.
Wie eine Diebin und nach allen Seiten sichernd näherte sich Selma dem Wagen.
Niemand kam, um sie aufzuhalten. Der Wagen stand einfach da und wartete auf sie.
Sie war nicht in der Lage, es nachzuvollziehen. Sie würde niemals ein Kind aussetzen, aber darüber las man in der letzten Zeit immer mehr in den Zeitungen. Je schlechter es den Menschen ging, umso mehr reagierten sie ihren Frust an den Kleinsten und Wehrlosesten ab.
Vor dem Wagen blieb sie stehen.
Selma senkte den Blick, und sie sah das bauschige Kissen, das ihr vorkam wie eine große Wolke und sich so hochwellte, dass sie nicht erkennen konnte, ob sich auf dem anderen Kissen ein Kopf abzeichnete.
Selma fühlte sich immer unwohler. Die absolute Dunkelheit unter dem Dach des Kinderwagens kam ihr vor wie der Eingang zu einer großen, unheimlichen Höhle.
Kein Gesicht malte sich ab.
Keine Hände streckten sich ihr entgegen.
Es blieb still im Wagen.
Merkwürdig still.
Also hatte jemand hier einen leeren Kinderwagen abgestellt, als käme gleich die Sperrmüllabfuhr.
Gegen diese Theorie sprach, dass dieser Wagen noch völlig in Ordnung war. Er sah sehr gepflegt aus. Es kostete Selma Swan Überwindung, ihn zu berühren.
Als sie ihre Finger um den Griff legte, hatte sie das Gefühl, eine Eisstange anzufassen, so kalt war er. Selma empfand die Kälte als nicht normal. Sie war so anders, so eisig und gleichzeitig trocken.
Warum nur?
Selma glaubte, weglaufen zu müssen. Dieser einsam stehende Kinderwagen flößte ihr Angst ein.
Warum? Weshalb dachte sie so? Es musste doch einen Grund geben, aber es gab keinen.
Die Frau überwand sich selbst und beugte sich über den Wagen.
Dabei streckte sie auch die Arme aus, spreizte die Hände, die über dem Kissen schwebten – und plötzlich zurückzuckten, weil sich unter dem Kissen etwas bewegt hatte. Sie hatte auch ein Geräusch gehört,

das irgendwie dumpf und gedämpft klang.

Selma wollte zurückweichen, aber die Ereignisse überstürzten sich plötzlich.

Sie hörte ein Fauchen.

Zwei Pranken mit Krallen erschienen dort, wo das kleine Oberbett aufhörte und das Kopfkissen begann.

Und diese Pranken schlugen zu!

Die Krallen schlugen in ihr Gesicht, sie rissen an der Haut, sie krallten sich daran fest, zogen dann nach unten, und Selma spürte, wie warmes Blut aus den Wunden rann.

Panik und Schmerz waren so groß, dass Selma es nicht einmal schaffte, einen Schrei auszustoßen. Sie taumelte zurück und hatte das Glück, dass die nächsten Schläge sie nicht erwischten.

Meine Augen!, schrie es in ihr. Etwas ist mit meinen Augen geschehen. Ich kann nicht mehr sehen. Man hat sie mir geraubt. Sie sind aus den Höhlen gerissen worden…

Sie fiel zurück und schlug auf den Rücken. Dabei löste sie ihre Hände von dem brennenden Gesicht und stellte fest, dass sie sehen konnte.

Die Augen waren nicht verletzt. Sie erkannte den Wagen, der ihr groß vorkam. Aus ihm hervor drang ein grässliches Fauchen. Selma sah auch, wie der Wagen schaukelte und dabei von einer Seite zur anderen schwang, als wollte er jeden Moment umkippen.

Das passierte nicht.

Dafür bekam er einen Push nach vorn.

Wie ein schnell gestarteter Wagen rollte er auf die Liegende zu.

Selma öffnete den Mund, um zu schreien, doch nur ein Röcheln drang aus ihrer Kehle.

Dann hatte sie der Wagen erreicht.

Er überrollte sie, schwankte dabei, kippte nicht zur Seite, und die Frau hatte das Gefühl, von einem Tonnengewicht auf den Boden gepresst zu werden.

Ein Lachen drang aus dem Kinderwagen. Das Fauchen blieb ebenfalls, dann rollte noch eines der Räder überihren Hals, schaukelte auch über das Kinn und drückte eine Furche in das weiche Fleisch ihrer Wange, bevor das Rad wieder Kontakt mit dem Boden bekam und der unheimliche Kinderwagen weiterfuhr.

Das sah Selma nicht mehr. Sie hatte auch nicht die Kraft, sich zu drehen und dem Gefährt nachzuschauen. Die Frau war zu sehr mit sich selbst und mit ihren Schmerzen und Verletzungen beschäftigt.

Ihr Gesicht fühlte sich an, als hätte jemand Schwefelsäure über die Haut gegossen, damit alles bis auf die Knochen verätzt wurde…

***

Wie lange Selma auf der feuchten Erde gelegen hatte, konnte sie

selbst nicht sagen. Die Zeit war für sie völlig uninteressant geworden. Irgendwann war sie in der Lage, sich auf die Seite zu rollen und sich auch auf die Beine zu stemmen.

Sehr mühsam kam sie hoch, taumelte und drehte sich so, dass sie die Bank sehen konnte. Nur mehr schattenhaft zeichnete sie sich in der Dunkelheit ab, aber für Selma war sie so etwas wie eine Rettungsinsel, und deshalb taumelte die Frau auf die Bank zu. Bevor die Kraft sie verließ und sie wieder hinfiel, stemmte sie sich mit beiden Händen an der Sitzfläche ab, drehte sich und ließ sich dann schwerfällig auf den Sitzplatz fallen.

Langsam kippte sie zurück.

Der Rücken berührte die Lehne, sie streckte die Beine aus, stemmte die Hacken in den weichen Boden und nahm dies als eine Stütze. Durch den weit geöffneten Mund holte sie Luft.

Ihre Lungen brannten, aber noch schlimmer brannte das Gesicht.

Das warme Blut strömte aus den langen Reißwunden, die diese mörderischen Monsterkrallen hinterlassen hatten. Beide Gesichtshälften schmerzten fürchterlich, und Selma konnte die Tränen nicht unterdrücken. Sie weinte und stöhnte zugleich, während sie aus der rechten Jackentasche Papiertaschentücher hervorholte. Sie riss das Päckchen auf, die Finger zitterten dabei, so musste sie mehrere Male zugreifen, um die schmalen Tücher hervorzuholen.

Selma presste sie gegen die Wunden, nahm sie wieder weg, und kleine Fasern blieben kleben. Als sie einen Blick auf die Taschentücher warf, sah das Blut in der Dunkelheit fast schwarz aus.

Wieder tupfte sie das Blut aus ihrem Gesicht. Dabei wollte sie auch feststellen, wie tief und lang die Wunden an den Wangen waren.

Nicht sehr tief, aber länger zumindest als die Kratzer an der Stirn dicht über den Augenbrauen. Dabei hatte sie noch Glück gehabt, dass ihr die Krallen nicht noch die Augen ausgekratzt hatten.

Wer tat so etwas?

Zum ersten Mal dachte sie über diese Frage nach, ohne jedoch eine Antwort zu finden. Eines stand allerdings fest: Im Kinderwagen hatte sich alles andere als ein Baby befunden, und selbst an eine Katze wollte Selma nicht glauben.

Das musste etwas anderes gewesen sein. Etwas Schreckliches, Furchtbares, mit dem sie nicht zurechtkam. Ein Tier aus einem Zoo vielleicht. Aber, dachte sie, das ist noch keine Erklärung dafür, dass der Wagen plötzlich von allein losfährt.

Oder war er doch geschoben worden?

Selma suchte in ihrer Erinnerung. Sie dachte an den Moment, als ihr das Rad über das Gesicht gerollt war. Da hätte eigentlich jemand den Wagen vom Kopfende her schieben müssen, doch sie hatte niemand gesehen. Es war ohne fremde Hilfe geschehen.

Diese Tatsache flößte ihr noch mehr Furcht ein als der Angriff auf sie. Ein Schauer durchrieselte sie, und plötzlich kam ihr die Flussniederung wenig romantisch vor. Diese gesamte Umgebung war für sie zu einem Ort des Schreckens geworden.

»Ich muss hier weg!« flüsterte sie und weinte wieder, stand aber trotzdem auf und drückte auch weiterhin Papiertücher gegen ihre Wangen.

Ihre Schritte waren kraftlos, als sie sich auf den Weg zu ihrem Wagen machte. Eine einsame schwankende Gestalt, die ihre Gedanken nicht von den furchtbaren Ereignissen lösen konnte.

Immer wieder tauchte der Kinderwagen wie ein Gespenst vor ihrem geistigen Auge auf. Ein unheimliches Gefährt. In ihrer Fantasie war es noch größer geworden, und sie sah jetzt auch, was sich darin befand, denn über den Rand des Oberbetts hinweg schob sich ein grinsender Totenschädel, dessen Maul wie zum Biss aufgerissen war.

Sie erreichte ihr Auto und stemmte beide Ellbogen auf das Dach.

Schluchzend brach es aus ihr hervor. Der Strom der Tränen ließ sich nicht mehr zurückhalten, es war wie eine Explosion.

Irgendwann kehrte das normale Denken wieder zurück. Selma holte den Autoschlüssel hervor und öffnete die Fahrertür. Sie kroch auf den Sitz, warf die Tür wieder zu, schaltete die Innenbeleuchtung ein und warf zum ersten Mal nach dem schrecklichen Angriff einen Blick in den Spiegel.

Die Frau erschrak über sich selbst.

Sie sah schrecklich aus.

Auf der rechten Wange zeichneten sich drei tiefe Kratzer ab, auf der linken waren es zwei. Das Blut war an den Rändern schon eingetrocknet, aber in der Mitte schimmerte es noch immer feucht.

Sie schüttelte sich, das Brennen wollte einfach nicht aufhören, und auch auf der Stirn sah sie die Verletzungen.

Selma überlegte, was sie tun sollte. Zu einem Krankenhaus fahren und sich die Wunden desinfizieren lassen? Das wäre vernünftig gewesen. Auf der anderen Seite kochte auch so etwas wie ein Verantwortungsgefühl in ihr hoch. Dieser Kinderwagen war verdammt gefährlich. Was ihr passiert war, konnte ebenso anderen Menschen geschehen, und deshalb musste sie über die Attacke eine Meldung machen.

Die Polizei!

Ja, die nächste Polizeidienststelle anfahren, den Beamten Bescheid geben, und dort konnten sicherlich auch die Wunden versorgt werden.

Selma Swan schaltete die Innenbeleuchtung aus. Den Schlüssel hatte sie bereits ins Zündschloss gesteckt. Sie drehte ihn und hörte, wie der Motor ansprang.

Selma hatte den Fiat auf dem Parkplatz einer kleinen Grillhütte

abgestellt, die bei diesem Wetter allerdings leer war. Die Frau schlug das Lenkrad nach links, um wieder auf die normale, sehr schmale Fahrbahn zu gelangen, die am Ufer entlangführte.

Es würde einige Zeit dauern, bis sie eine belebtere Gegend erreichte, und dort würde es ihr auch besser gehen, davon war sie fest überzeugt. Sie fuhr schneller, ihr Kopf und die Augen befanden sich ständig in Bewegung, denn Selma fürchtete sich auch jetzt vor einem weiteren Angriff, obwohl sie sich das kaum vorstellen konnte.

Sie selbst befand sich in einer relativ einsamen Gegend zwischen London und Schloss Windsor. Der Wald wuchs hier ziemlich dicht, war allerdings niedrig und trat zurück, je mehr sich der Wagen der normalen Straße näherte.

Schräg mündete der Weg dort hinein. Es herrschte nicht viel Betrieb. Der Sommer ging zu Ende, um das Schloss kümmerte sich kein Besucher mehr, und für romantische Stunden in dieser Umgebung war es zu kalt.

Sie fuhr in Richtung London, denn dort hatte sie ihre Wohnung, in einem neuen Haus, war noch relativ preiswert, aber große Sprünge konnte sich Selma nicht erlauben. Das Gehalt reichte nicht aus, deshalb arbeitete sie noch dreimal in der Woche als Kellnerin in einem Restaurant.

Sie hätte die Autobahn nehmen können, doch darauf verzichtete sie. Auf der normalen Landstraße fühlte sie sich einfach wohler, denn sie war in ihrem Zustand einfach nicht in der Lage, schnell zu fahren. Es hätte zu viel Konzentration erfordert.

Kleine Baumgruppen an den Fahrbahnrändern sahen aus wie düstere, steife Gespenster, die den einsamen Autofahrern zuwinken wollten.

Die Angst war zwar abgeflacht, aber sie blieb trotzdem bestehen.

Selma war nervös, und so fuhr sie auch. Sie hatte Probleme mit der Schaltung, und mehr als einmal schickte ihr das Getriebe einen knarrenden Gruß entgegen.

London näherte sie sich von der östlichen Seite her. Die ersten Vororte lagen wie auf dem Präsentierteller. Lichter funkelten in der Dunkelheit, und sie sah auch einen angestrahlten Kirchturm, der wie von einem Schleier umgeben war.

Zwei Fahrzeuge huschten auf der anderen Straßenseite an ihr vorbei. Dann fiel wieder die Dunkelheit über den Wagen. Selmas Gedanken drehten sich schon jetzt um den Besuch auf der Polizeistation. Sie wollte sich die Worte zurechtlegen, die sie den Beamten sagen würde, und sie hoffte, dass man sie nicht auslachte.

Ein Schatten erschien.

Zuerst dachte sie an einen Irrtum, denn sie hatte ihn neben sich bemerkt. Außerhalb des Wagens bewegte er sich, und es war keine Haarsträhne gewesen, die vor ihr Auge gerutscht war. Es gab ihn

tatsächlich.
Selma warf einen Blick aus dem Fenster.
Der Schatten blieb.
Es war der Kinderwagen!

***

Sie schrie, schloss die Augen, bremste – und fuhr trotzdem weiter, weil sie all diese Dinge nur in Gedanken getan hatte. Tatsächlich aber war sie normal weitergefahren.
Selma zitterte. Sie schaute stur geradeaus. Die Hände der Frau umfassten das Lenkrad wie im Krampf, und Selma stierte ins Leere.
Zu erkennen war nichts.
»Ich habe mich geirrt!« flüsterte Selma. »Verdammt noch mal, ich habe mich geirrt. Es kann einfach nicht wahr sein. Ich habe mir das eingebildet. Der Kinderwagen ist aus meinem Traum hochgestiegen. Ich… ich muss verrückt sein …«
Sie fuhr. Der Fuß klemmte förmlich auf dem Gaspedal. Sie hörte die Windgeräusche, die den Fiat umfingen, und es dauerte eine Weile, bis sie sich traute, den Kopf abermals nach rechts zu drehen.
Er war noch da!
Der Kinderwagen fuhr mit der gleichen Geschwindigkeit wie der Fiat, und das war nicht wenig.
Selma Swan konnte sich nur über sich selbst wundern. Sie hätte eigentlich durchdrehen müssen, aber sie fuhr noch immer, und sie nahm auch die Bewegung im Kinderwagen wahr, denn er hatte sich ein Stück vorgeschoben und befand sich ungefähr in Höhe des Vorderrads.
Eine Gestalt erschien in dem Wagen.
Klein, klumpig und böse!
Selma atmete pfeifend. Ihr Gesichtwar zur Maske erstarrt. Sie wusste nicht genau, was sich da in dem Wagen zeigte. Es war eine Mischung aus Kleinkind und Monstrum mit kalten, bösen, grüngelb leuchtenden Augen, die ebenso eingebettet in die Schwärze der Haut oder des Fells waren wie das Maul, das sich langsam öffnete, sodass sie helle, spitze Zähne sehen konnte.
Ihr Magen wollte rebellieren. Die Nerven fingen an zu vibrieren.
Selma wusste genau, dass sie diesen Stress nicht mehr lange durchhalten konnte, denn die heiße Angst umklammerte ihren Körper plötzlich wie eine Würgeschlinge.
Sie fuhr weiter. Dabei weinte sie. Und dann huschte der verdammte Kinderwagen plötzlich davon, das Wesen oder das Monstrum streckte noch einmal seine Klaue in die Höhe und winkte ihr zu.
Es war wie ein Phantom erschienen und war auch wie ein Phantom verschwunden.

Selma schrie endlich.
Sie konnte nicht mehr.
Plötzlich tanzten Schatten vor ihren Augen. Zwar fuhr sie noch immer, aber sie blieb nicht mehr auf der geraden Bahn, denn der Wagen schwenkte hin und her und brauchte plötzlich zwei Fahrbahnen statt einer. Die Wunden fingen wieder an zu brennen, als hätte man sie frisch aufgerissen, und plötzlich hörte Selma ein dröhnendes und gleichzeitig schrilles Signal. Es brandete wie mächtige Fanfarenstöße in ihren Ohren.
Etwas blendete sie.
In einer Reflexbewegung tat sie genau das Richtige und riss den Wagen nach links.
Dadurch kam sie weg von dem anderen Fahrbahnstreifen, über den der Lastwagen raste wie ein in Panik geratener Dinosaurier aus dem Jurassic Park.
Er war vorbei, es war nichts passiert, und Selma ging vom Gas.
So rutschte der Wagen wegen der langsamen Geschwindigkeit auch nicht weg, als er mit dem Vorderrad über den Seitenstreifen glitt und die feuchte Erde aufwühlte.
Hoppelnd und zuckend rollte der Fiat aus. Als er stand, wurde der Fahrerin bewusst, was hinter ihr lag. Ihre Nerven spielten nicht mehr mit. Die Glieder zuckten unkontrolliert. Der Schweiß brach ihr aus.
Zum zweiten Mal war sie mit dem Leben davongekommen!
Dieser Gedanke kam ihr erst nach einigen Minuten, als sie sich wieder einigermaßen gefangen hatte, den Kopf anhob und aus tränenschweren Augen durch die Scheibe starrte, wo sich das Licht der Scheinwerfer auf der Straße abzeichnete.
Ihr war übel. Der Körper war so nass geworden, als hätte sie gerade eine Sauna verlassen. In ihrem Innern schlug das Herz wie eine gewaltige Pumpe. Kälte und Hitze lösten einander ab und jagten ihre wechselhaften Schauer von den Füßen hoch bis zum Kopf.
Selma Swan begriff die Welt nicht mehr. Alles war so anders geworden, und sie war hineingefallen in ein riesiges Loch, in einen tiefen Schlund.
Das war nicht mehr ihr Leben, das war etwas völlig Neues für sie, und sie kriegte es nicht mehr auf die Reihe. Es hatte in ihren Augen auch keinen Sinn, in diesem Zustand nach Erklärungen zu suchen, aber eines hatte sie trotzdem nicht vergessen.
Sie musste einfach der Polizei Bescheid geben und den Beamten melden, was ihr widerfahren war. Schließlich hatte sie sich keinen dieser Vorgänge eingebildet.
Bis zum nächsten Revier waren es nur ein paar Meilen. Die Strecke allerdings kam ihr zehnmal so lang vor. Als sie schließlich vor der Wache hielt, hätte sie beinahe noch einen Streifenwagen gerammt, der

vor ihr parkte.

Wie eine Betrunkene stieg sie aus dem Wagen. Mit der Tür fiel sie praktisch in die Wache hinein, wo man sie anstarrte wie einen Geist, sie dann auf einen Stuhl setzte und ihr zuerst einen heißen Tee zu trinken gab.

Sie verbrannte sich daran die Lippen, aber das störte Selma nicht mehr. Während sie verarztet wurde, gab sie mit stockender Stimme einen Bericht ab, und es waren drei Polizisten, die sehr genau zuhörten. Hin und wieder gelang es der Frau, einen Blick in die Gesichter der Männer zu werfen. Sie hatte damit gerechnet, sie spöttisch lächeln zu sehen, das war seltsamerweise nicht der Fall.

Die Beamten schauten sehr ernst. Sie nickten sich sogar einige Male zu, als hätten sie einen derartigen oder ähnlichen Bericht sogar erwartet.

Jedenfalls verstand Selma Swan die Welt immer weniger…

***

Glenda Perkins saß mir in meinem Büro am Schreibtisch gegenüber, schaute mich an und hatte eine Gänsehaut bekommen. Mit leiser Stimme fragte sie: »Ist das wirklich alles wahr, was du mir da erzählt hast, John Sinclair?«

»Ich schwöre es bei der Klasse deines Kaffees.«

Sie schüttelte den Kopf und lehnte sich zurück. »Das kann ich einfach nicht glauben.«

»Gelogen habe ich jedenfalls nicht. Dieser Heilige, den so viele Menschen verehrten, war kein normaler Mensch, sondern ein Wesen, dass aus der Zukunft und aus irgendeiner fremden Galaxie gekommen war«, erzählte ich ihr von meinem letzten Fall.

»Unglaublich.«

»Das ist es – aber auch wahr.«

»Wer weiß denn davon?«

Ich trank die Tasse leer. »Nur wenige Personen. Bill natürlich, der bei mir war, dann Sir James, Suko, und auch dich habe ich eingeweiht, meine Liebe.«

»Ja, das ist nett.«

Ich hob den Zeigefinger. »Aber du wirst es für dich behalten, Glenda. Okay?«

Sie zog ein leicht beleidigtes Gesicht. »Ich will dir mal was sagen. An so etwas brauchst du mich nicht erst zu erinnern. Ich weiß, was ich sagen darf, und ich weiß auch, was ich für mich behalten muss, Mr. Geisterjäger.«

»Wie schön.«

Glenda schaute auf ihre Uhr. »Wann trudelt denn Suko wieder ein?«

»Keine Ahnung. Er ließ sich nicht davon abhalten, seinen BMW in die

Inspektion zu fahren.«

»Das hätte doch auch bei uns in der Werkstatt gemacht werden können, denke ich.«

»Hätte schon, aber du kennst doch Suko. Er wollte mit seinem Heiligtum auf vier Rädern eben in eine Fachwerkstatt. Ist ja auch nicht schlecht.«

»Und wo liegt die?«

»Am östlichen Stadtrand. Angeblich soll sie gut und preiswert sein.«

Glenda lachte leise vor sich hin. »Gut, das kann ich verstehen. Aber preiswert? Welche Werkstatt ist schon preiswert?«

»Keine Ahnung.«

»Na ja, er muss es wissen.«

Ich lehnte mich zurück, hob die Beine und legte die Hacken auf den Schreibtisch. »Was liegt hier an? Gibt es etwas Neues, das du mir erzählen willst?«

Glendas Gesicht bekam einen spitzbübischen Ausdruck. »Meinst du das privat oder dienstlich?« Sie stellte die beiden Tassen auf ein Tablett. »Privat hat sich nämlich nichts ereignet, obwohl man mich zu einem Essen eingeladen hat.«

»Ohhh.« Ich staunte. »Und du bist nicht mitgegangen?«

»Nein.«

»Darf ich den Grund wissen?«

»Klar. Der Mann war Polizist.«

Ich spielte den Naiven. »Sollte ich dich tatsächlich zum Essen eingeladen und es vergessen haben?«

»Nicht du, John. Mach hier nicht auf Macho. Außer dir gibt es noch andere Kollegen.«

»Ha, einer aus dem Haus!«

»Bingo.«

»Und wer war derjenige, der es gewagt hat, in meinem Revier zu wildern?«

»Erst einmal ist es nicht *dein* Revier, und zweitens werde ich dir den Namen nicht nennen.«

»Schade.«

Glenda lächelte, stand auf, nahm das Tablett und ging zurück in ihr Vorzimmer.

Ich blieb noch hinter meinem Schreibtisch sitzen, ein Lächeln auf den Lippen, weil ich eben an Glenda dachte und auch an so manch heiße Nacht, die wir miteinander verbracht hatten. In der letzten Zeit war es dazu nicht gekommen, der verdammte Job hielt mich zu sehr in Atem, aber irgendwann würde es wieder passieren. Ich hoffte nur, dass ich jetzt ein wenig Ruhe hatte und nicht irgendwelche Dämonen auf meinen Nerven einen Veitstanz aufführten.

Ich nahm die Beine vom Schreibtisch, stand auf, schaute aus dem

Fenster und dachte daran, dass es schon mal bessere September gegeben hatte. Da hatte der Himmel ein seidigstrahlendes Blau präsentiert und die Herzen der Menschen höher schlagen lassen.

Damit war heute und auch in den folgenden Tagen nicht zu rechnen. Die Wolkendecke sollte bleiben, hin und wieder würden Schauer fallen, und es waren sogar schon erste Stürme angesagt, Vorboten der oft im Herbst auftretenden Orkane.

Ich ging ins Vorzimmer, blieb an der Tür stehen und lehnte mich locker gegen die Wand. Glenda schaute von ihrem Schreibtisch aus etwas verwirrt hoch. »Du stehst da wie jemand, der will, aber nicht kann«, moserte sie. »Was ist los? Willst du zuschauen, wie andere arbeiten?«

»Gern.«

»Klappt aber nicht, he, he…«

»Warum nicht?«

»Weil ich dir etwas geben möchte.«

Ich legte meine Stirn in Falten. »Hat dieses Etwas eventuell mit Arbeit zu tun?«

»Kann sein.«

»Schön. Von wem ist es?«

Glenda Perkins beugte sich zur Seite und nahm einen dünnen Hefter in die Hand. Dann schwang sie auf dem Drehstuhl herum, reichte mir die schmale Mappe und sagte nur: »Lies selbst.«

Das tat ich noch nicht. »Sind das neue Richtlinien über das Anspitzen irgendwelcher Bleistifte?«

»Ganz und gar nicht.«

»Was dann?«

»Ein alter Bekannter hat uns den Bericht zukommen lassen. Chief Inspector Tanner.«

Meine Lockerheit verschwand, denn ich wusste, dass der Kollege immer bei Mord eingeschaltet wurde.

»Es geht nicht um Mord, John, sondern um Vorgänge, mit denen Tanner nicht zurechtkommt.«

»Kannst du da genauer werden?«

»Schau es dir doch an. Er jedenfalls meinte, dass Suko und du euch darum kümmern solltet.«

»Wir werden sehen.«

Mit dem Ordner ging ich in mein Büro, setzte mich, legte die Beine hoch und schlug den Hefter auf. Dünnes Papier, nicht sehr dicht beschrieben. Es waren Protokolle über verschiedene Vorgänge, die allerdings auf einen Nenner zu bringen waren.

Es ging um einen Kinderwagen!

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, als ich es las, aber dieses Lächeln verging mir rasch, denn der Kinderwagen, der von

allein fuhr, stellte eine Gefahr dar.

Mehrere Menschen waren aus ihm hervor von einem Wesen, das nicht näher beschrieben wurde, angegriffen und sogar verletzt worden. Die Opfer hatten zwar von einem Kind gesprochen, es jedoch mehr in den Bereich der Monster hineingebracht und waren auch nicht in der Lage gewesen, eine Erklärung zu geben.

Es blieb bei einem Kinderwagen, der von allein fuhr und von einem Monstrum besetzt war.

Ich schüttelte den Kopf. Glauben konnte ich es nicht, aber ich wollte die Zeugenaussagen auch nicht in Frage stellen und griff zum Telefonhörer. Die Nummer meines Freundes Tanner kannte ich auswendig, auch die, unter der er direkt zu erreichen war.

Als er abhob, lachte ich nur.

»Die Lache kenne ich. Das kann nur dieser komische Geisterjäger sein, denke ich mir.«

»Richtig, Tanner.«

»Und was gibt es zu lachen?«

»Ganz einfach. Ich habe mir vorgestellt, wie du ohne deinen Hut aussiehst.«

Er grunzte und knurrte zugleich: »Wenn ich dir das erzähle, verlierst du den Glauben an die Menschheit.«

»Wieso?«

»Ich verrate dir ein Geheimnis, John.«

»Toll.«

»Ich trage meinen alten Filz nur deshalb, weil er so wunderbar dehnbar ist. Und das muss er auch sein, denn im Gegensatz zu deinen wächst mein Gehirn noch – jeden Tag.«

»Einfach irre.«

»Das meine ich auch.«

»Aber wer glaubt dir das?« Jetzt lachte Tanner. »Nicht mal meine Frau und meine Kinder.«

»Bist du noch kein Großvater?«

»Nein, und ich will auch in den nächsten Jahren keiner werden. Ich mag es nicht, wenn man Opa zu mir sagt.«

»Würde aber gut zu dir passen.«

»Hör nur auf, Geisterjäger, und komm zur Sache. Du hast doch nicht wegen meinem Hut angerufen.«

»Stimmt, alter Freund. Man hat mir da etwas gegeben.«

»Ha, ich weiß. Die Akte ›Kinderwagen‹.«

»Exakt.«

Tanner legte eine Pause ein, als müsste er die nächsten Worte erst noch finden, um mich richtig überzeugen zu können. »Du wirst sie dir sicher schon angesehen haben, John.«

»Das habe ich.«

»Wie ist deine Meinung?«
»Erst habe ich gelacht, dann…«
»Ich auch, John, aber die Fälle häufen sich. Acht sind es inzwischen. Acht Menschen hatten die Begegnungen mit diesem verdammten Kinderwagen. Vorgestern erhielt ich den letzten Bericht. Da hat es eine gewisse Selma Swan erwischt. Die Frau hat unwahrscheinliches Glück gehabt. Dieser verfluchte Kinderwagen hätte sie auch töten können.«
»Was ist mit dem Kind oder dem Wesen im Kinderwagen, Tanner?«
»Es liegen keine konkreten Beschreibungen vor. Wenn ich alles zusammenfüge, dann ist dieses Wesen eine Mischung aus Kleinkind und Monster. Genaues kann ich dir nicht sagen, John.«
»Schade. Ich hatte gehofft…«
»Ich hoffe ja auch. Deshalb habe ich dir den Schrieb zugeschickt.«
Mit dem Kuli klopfte ich auf die Schreibtischplatte. »Ich frage mich natürlich, was du damit zu tun hast. Oder hat es bei den Überfällen einen Toten gegeben?«
»Zum Glück nicht. Ich habe nur die Meldungen von den einzelnen Revieren gekriegt. Man konnte damit nichts anfangen, und man hat sich daran erinnert, dass ich jemand bin, der zu einem gewissen Geisterjäger John Sinclair recht gute Beziehungen hat.«
»Ha, ha, du alter Fuchs. Du hast dir gedacht, dass du da etwas abwälzen kannst, richtig?«
»Ich würde lügen, wenn ich sage, dass dem nicht so wäre.«
»Gleich fange ich an zu jubeln. Du hast dir also vorgestellt, dass ich hinter einem killenden Kinderwagen herrenne?«
»Du kannst ihm auch nachfahren, denn er soll sehr schnell sein. Seine Beschreibung findest du in dem Hefter.«
»Sonst noch was?«
»Eigentlich wollte ich dir viel Glück wünschen. Ich weiß ja nicht, was beidir außer den Ohren noch anliegt, aber wenn du Zeit hast, kannst du dich mal um das Horror-Baby kümmern. Ich für meinen Teil habe ein verdammt ungutes Gefühl. Bisher hat es keine Toten gegeben, das kann sich aber blitzschnell ändern.«
»Ist dein Gefühl so schlecht?«
»Komischerweise ja. Hier wird eine Suppe gekocht, die verdammt heiß werden kann. Alle Informationen findest du in der Liste. Du kannst mit den Zeugen sprechen, wenn du willst, und vielleicht rollt dir der Kinderwagen ja über den Weg.«
»Wenn ja, schiebe ich ihn zu dir. Du kannst dann üben, für den Fall, dass du Großvater wirst, Opa Tanner.«
»Hundesohn«, sagte der Chief Inspektor nur und legte auf.
Ich grinste vergnügt in mich hinein und lächelte, als Glenda das Büro betrat. »Na, bist du jetzt schlauer?«

»Nicht die Bohne.«
Sie hob die Schultern. »Schade, ich dachte schon, dass du einen Kinderwagen jagen willst. Wäre doch mal was Neues – oder?«
Ich schlug auf den Hefter. »Ein Leichenwagen wäre mir lieber. Da weiß ich wenigstens, woran ich bin. Aber ein Kinderwagen…«
Ich hob die Schultern. »Wenn sich da mal nicht einer einen groben Spaß erlaubt hat.«
Glenda blieb ernst. »Das glaube ich nicht, John. Wenn Menschen verletzt werden, ist es alles, nur kein Spaß. Ich denke, dass da mehr dahintersteckt.«
»Weiß Sir James Bescheid?«
»Nein.«
»Gut.« Ich setzte mich wieder normal hin und bewegte mich dabei sehr träge. »Dann werde ich mich mal um diesen neuen Superfall kümmern.«
»Power hast du nicht gerade.« Ich winkte ab. »Muss ich das?«
»Deine Sache.« Glenda drehte sich um und verschwand im Vorzimmer. Sie wiegte sich noch in den Hüften. Was sich da unter der schwarzen Hose abzeichnete, konnte mir schon gefallen.
Ich stellte meine Nachtischgedanken ab, schlug den Hefter auf und vertiefte mich in die Akte…

***

Der Meister trug einen weißen Kittel mit dem BMW-Emblem auf der Brusttasche. Er trat in den kleinen Warteraum wie ein großer Sieger, und Suko, der auf einem Stuhl saß, legte die Autozeitschrift zur Seite.
»Die Sache ist erledigt«, sagte der Meister.
»Was meinen Sie, Mr. Sircona?«
Der Meister, klein, schwarzhaarig, quirlig und ein Autofan, war Italiener, der schon einige Jahre in London lebte und in Motoren regelrecht verliebt war. Er rieb seine Hände. »Ihr Fahrzeug ist super. Ihm fehlt jetzt nichts mehr.«
Suko gehörte zu den Skeptikern. »Dann ist diese Inspektion also beendet?«
»Ja!« Sircona strahlte.
Das wiederum gefiel Suko gar nicht. Wahrscheinlich freute er sich schon über die zu erwartende Rechnung. »War denn etwas zu tun? Ich meine, haben Sie was auswechseln müssen?«
»Die vorderen Bremsbeläge.«
»Gut. Sonst noch was?«
»Nur Kleinigkeiten. Der Ölfilter, Dichtungsringe, Schrauben…«
»Sie stehen auf der Rechnung, denke ich.«
»Das auf jeden Fall.«
Die Kasse befand sich im Verkaufsraum, wo auch die Sitzecke für die

Kunden stand. Suko trat an die helle Theke und wurde von einer jungen Dame mit einem strahlenden Lächeln begrüßt. Sie lächelte auch noch, als sie dem Inspektor die Rechnung vorlegte, und der lächelte dann nicht mehr.

Knapp über dreihundert Pfund hatte er zu zahlen.

»Zahlen Sie bar, mit Scheck oder Karte?« fragte die Dame honigsüß.

»Am liebsten überhaupt nicht.«

»Sie scherzen.«

»Bei Geld nie.« Suko zückte seine Kreditkarte. »Eigentlich kann ich mit meinem guten Namen zahlen, nicht wahr?«

Er hatte die Frau dabei harmlos angeschaut, sie allerdings damit irritiert. »Pardon, aber ich verstehe nicht…«

»Ich schreibe Ihnen einfach meinen Namen auf ein Blatt Papier, und damit hat es sich. Ich war mal in Germany und sah zufällig die Werbung, in der es heißt, dass man mit dem guten Namen zahlen kann. Das will ich hiermit gern tun.«

Sie lachte hell auf. »Jetzt verstehe ich. Sie haben einen kleinen Scherz mit mir gemacht, nicht wahr?«

»Ja, leider.« Suko schob ihr seine Kreditkarte zu. Finger mit langen Nägeln nahmen sie entgegen. Sie schoben sie durch das Lesegerät, dann musste Suko wieder warten, die Quittung wurde ausgedruckt, und er konnte mit seinem guten Namen unterschreiben.

»Ich bedanke mich, Sir. Bis zum nächsten Mal.«

Suko steckte die Karte wieder ein. »Aber nicht so schnell«, bemerkte er, »was nicht gegen Sie persönlich geht.«

»Das hatte ich auch nicht angenommen.«

»See you…«

Der Inspektor wandte sich nach links. Über ein Stück blauen Teppich ging er auf die große Glastür zu, deren beide Hälften automatisch zur Seite fuhren, als Suko einen entsprechenden Kontakt berührte. Sein schwarzer BMW stand startbereit auf dem Hof.

Neben ihm wartete der Meister. In seinem weißen Kittel sah er aus wie ein kleiner Engel ohne Flügel. Er reichte Suko zum Abschied die Hand und wünschte für die nächsten Monate gute Fahrt.

»Danke. Ich werde mich daran erinnern.«

Suko erhielt noch den Schlüssel, dann stieg er ein. Der Meister selbst drückte die Tür zu. Suko startete. Im Innenspiegel sah er den Mann noch winken. Ein Lächeln konnte sich der Inspektor nicht verkneifen. Um das Gelände des Händlers zu verlassen, musste er eine Rampe hochfahren, die an den Verkaufsräumen vorbeiführte.

Sie mündete in einer relativ schmalen Zufahrt, und Suko musste auf die Bremse treten, weil ihm plötzlich etwas im Weg war.

Ein Kinderwagen!

Wie abgestellt und vergessen stand er mitten auf der Einfahrt und

blockierte die Weiterfahrt…

***

Suko ärgerte sich. Es war weit und breit niemand zu sehen, dem der Kinderwagen gehörte. Wer ihn da abgestellt hatte, musste nicht alle Tassen im Schrank haben. Nicht jeder Fahrer fuhr so langsam und vorsichtig an die Ausfahrt heran. Wie leicht hätte der Kinderwagen von einem Auto überrollt werden können.

Als einige Sekunden vergangen waren und niemand erschienen war, um das Hindernis aus dem Weg zu räumen, nahm Suko die Sache selbst in die Hand. Er schnallte sich los, stieg aus und ging die wenigen Schritte auf den Kinderwagen zu.

Er wollte schon den Arm ausstrecken und nach ihm fassen, als zweierlei Dinge passierten.

Plötzlich hörte er ein böses, schrilles Lachen, und gleichzeitig setzte sich der Wagen in Bewegung.

Blitzschnell fuhr er weg!

Verdutzt blieb der Inspektor stehen. Seinen Arm hatte er noch immer halb erhoben. Er schüttelte den Kopf, verstand die Welt nicht mehr und schaute nach links, wo der Kinderwagen etwa zehn Schritte von ihm entfernt an einer schmalen Mauer, die das Grundstück der Werkstatt einfriedete, zur Ruhe kam.

»Wer will mich denn da auf den Arm nehmen?« murmelte Suko.

Er schaute zurück. Kein anderer Wagen kam die Einfahrt hoch, er stand also niemandem im Weg. Deshalb konnte ersich die Zeit nehmen, um sich den Kinderwagen genauer anzuschauen.

Er ging auf ihn zu und bewegte sich dabei mit forschen Schritten.

Dabei überlegte er, wie es möglich gewesen war, dass der Wagen einfach losfuhr.

Noch zwei Schritte musste er gehen, um den Wagen zu erreichen.

Es kam nicht dazu. Suko sah, dass der Kinderwagen einen regelrechten Sprung nach vorn machte, und dann schoss er davon, begleitet von einem hässlich klingenden Lachen, das verflog, je weiter sich der Kinderwagen von Suko entfernte.

Der Inspektor wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er entschied sich für die erste Möglichkeit, schmunzelte aber nur, schüttelte den Kopf und ging wieder zurück.

Hinter ihm stand ein kleiner BMW, dessen Fahrer seinen hochroten Kopf durch die Fensteröffnung geschoben hatte. Er drohte Suko mit der Faust. »Fahren Sie endlich Ihren komischen Schlitten da weg, Mister! Ich hab’s eilig!«

»Dann holen Sie sich doch einen Hubschrauber.«

»Idiot!«

Suko winkte nur ab und setzte sich hinter das Lenkrad. Bewusst

langsam schnallte er sich an, hörte das Hupen des anderen Fahrzeugs hinter sich und entdeckte den glatzköpfigen Fahrer, der hinter seinem Lenkrad herumtobte.

Suko fuhr an. Er setzte den Blinker nach links und rollte in die Richtung, die auch der ungewöhnliche Kinderwagen genommen hatte. Auch der andere Knabe wollte nach London hineinfahren, aber nicht mehr hinter Suko bleiben.

Der Inspektor hörte, wie der Motor aufheulte, dann raste der grüne Wagen an ihm vorbei, als gälte es, ein Rennen zu gewinnen.

Suko hatte es sich abgewöhnt, sich über derartige Idioten zu ärgern.

Der normale Stress reichte ihm auch so.

Er wollte auch nicht schnell zurückfahren, das Büro konnte warten, außerdem war sein Freund John Sinclair anwesend, der Suko über das Autotelefon erreichen konnte, wenn etwas Dringendes anlag.

Den verhinderten Rennfahrer mit der Glatze vergaß Suko schnell.

Der Kinderwagen allerdings wollte ihm nicht aus dem Sinn, und er ertappte sich dabei, dass er mehrmals nach ihm Ausschau hielt.

Aber das Ding war wie vom Erdboden verschwunden.

Trotz der hohen Rechnung, die Suko bezahlt hatte, fühlte er sich in dem diamantschwarzen BMW wohl. Und er freute sich immer, wenn er daran dachte, dass er keinen Penny dafür bezahlt hatte, denn er hatte ihn in einem Preisausschreiben gewonnen. Da konnte er ruhig einige Scheine für die Inspektion hinlegen.

Da es Suko nicht eilig hatte, ließ er den Wagen laufen und hing seinen Gedanken nach. In der letzten Zeit hatte er immer öfter an Shao denken müssen, die seit Monaten keinen Kontakt mehr mit ihm aufgenommen hatte. Suko litt darunter, und er fragte sich auch, ob sie vielleicht sauer auf ihn war, weil er damals in Paris eine Verbindung mit der Hexe Yannah eingegangen war. Es war eine kurze und heftige Affäre gewesen, und Yannah lebte auch nicht mehr.

Suko spürte, wie seine Sehnsucht wuchs. Schon öfter war er in der Nachterwacht, weil er von Shao geträumt hatte. Sie war ihm zwar nicht direkt erschienen, er hatte auch keine Wahrträume erlebt, aber der Gedanke an sie ließ sich nicht unterdrücken. Er beherrschte Sukos Unterbewusstsein.

Er sah aber auch ein, dass der Mensch das Schicksal nicht bestimmte. Es mischte selbst die Karten, und als Mensch konnte man nur versuchen, das Beste daraus zu machen. Jeder hatte sein Schicksal, da war auch Shao keine Ausnahme. In der langen Ahnenkette war sie, die Chinesin, ausgerechnet die letzte Erbin der Sonnengöttin Amaterasu, und sie musste sich dieser Aufgabe stellen.

Suko hatte einen Job, der ihm oft keine Zeit ließ, über andere Probleme nachzudenken. So kamen ihm diese Autofahrten gerade recht. Da hatte er etwas Zeit.

Dann hörte er das Krachen.
Es war ein Geräusch, das ihn erschreckte. Er kannte es, hatte es schon öfter in irgendwelchen Filmen vernommen. Es entstand immer dann, wenn irgendetwas zusammendonnerte. Blech auf Blech oder Blech auf ein anderes Material.
Es blieb nicht beim Krachen.
Suko hatte eine Seitenscheibe nach unten fahren lassen, und so hörte er auch das Splittern und Kreischen, beinahe schon ein schreiendes Geräusch, dem die Stille folgte.
Nur der Wind brauste in den Wagen. Etwas Fremdes vernahm er nicht mehr, aber Suko spürte auf seinem Körper die zweite Haut. Er beschleunigte. Der BMW schoss auf eine Kurve zu, und Suko saugte das Bild ein, dass sich ihm bot.
In der Kurve wuchsen an beiden Seiten der Straße Laubbäume.
Und vor einem hing der Glatzkopf mit seinem zerschellten grünen Wagen. Totalschaden.
Suko ging vom Gas und bremste. An der rechten Seite war es passiert. Der glatzköpfige Fahrer musste die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren haben. Es war nicht einmal eine Bremsspur zu sehen. Er war quer über die Straße gefahren und frontal gegen den Baum geprallt.
Kein anderer Fahrer befand sich am Unfallort.
Suko stellte seinen Wagen an der Seite ab und hoffte, helfen zu können. Er lief zu dem Wrack. Benzin war nicht ausgeflossen, jedenfalls war nichts zu riechen. Die gesamte Kühlerschnauze war eingedrückt wie ein Karton. Es gab nichts mehr, was nicht verbogen gewesen wäre, und Splitter lagen verteilt im Gras und schimmerten wie künstlicher Schmuck.
Suko suchte nach dem Fahrer. Im Auto befand er sich nicht mehr, was den Inspektor wunderte, denn der Mann war angeschnallt gewesen. So leicht konnte er nicht nach draußen geschleudert worden sein, auch wenn die Fahrertür beim Aufprall aufgesprungen war.
Suko lief um das Fahrzeug herum und blieb stehen.
Der Fahrer lag vor seinen Füßen.
Die Wucht hatte ihn aus dem Wagen ins Freie geschleudert, wo er auf dem Rücken lag. Er bewegte sich nicht, er stöhnte nicht, und er sah einfachfurchtbar aus. Suko hatte das Gefühl, von einer Eisenkralle den Magen aufgewühlt zu bekommen. Er kannte sich mit Unfallopfern nicht aus, hatte nur Bilder darüber gesehen, aber dieser Mann hätte normalerweise nicht so aussehen können, wie es jedoch der Fall war.
Suko kniete sich neben ihn, um zu sehen, was mit ihm passiert war. Sein Gesicht und auch sein Hals sahen schlimm aus. Als hätte ihm jemand mit einer Gartenkralle die Haut aufgerissen, um die Kralle anschließend in seine Kehle zu stoßen.

Der Mann lebte nicht mehr.
Sukos Gesicht wurde hart. Das Gefühl, vor einem Rätsel zu stehen, steigerte sich, aber für jedes Rätsel gibt es eine Lösung. Suko war erfahren genug, um zu erkennen, dass der Unfall höchstwahrscheinlich nicht die Ursache des Todes gewesen war.
Was dann?
Suko erhob sich.
Das miese Gefühl wollte nicht weichen. Er kam sich plötzlich beobachtet und unter Kontrolle vor. Links von ihm lag die Straße, dort bewegte sich nichts, um diese Mittagszeit fuhr auch kein Wagen vorbei, jeder schien eine Pause eingelegt zu haben.
Wenn er nach rechts blickte und dabei über das Gestrüpp hinwegsah, breitete sich mit Gras bedecktes Brachland vor ihm aus, das genau dort seine Grenze fand, wo die rötlich schimmernden Klinkerhäuser einer Siedlung standen.
Die Fläche war menschenleer, und damit verdichtete sich das Rätsel. Wer hatte diesen Menschen so schrecklich zugerichtet?
Suko fand keine Lösung.
Er drehte sich wieder um. Von seinem Wagen aus wollte er die Kollegen alarmieren und auch den Leichenwagen, mit dem der Tote abtransportiert werden sollte.
Zwei Schritte war er gegangen, als er abrupt stehen blieb.
Am Rand der Straße stand der Kinderwagen!

***

Selbst Suko, der sich immer sehr beherrscht gab, konnte ein Zucken der Mundwinkel nicht vermeiden, und er dachte auch an seine erste Begegnung mit diesem Gefährt. Er stellte sich vor, wie es allein gefahren war, als wäre es von einem Elektromotor angetrieben worden, und ebenso musste es auch zu dieser Stelle gekommen sein.
Den Beweis hatte er nicht, aber Suko brachte den Kinderwagen sofort in einen Zusammenhang mit dem Unfall und natürlich mit dem Tod des Fahrers. Er vermutete zunächst, dass dieser Kinderwagen die Schuld daran trug, dass der Fahrer von der Fahrbahn abgekommen war. Doch auch wenn der Kinderwagen über das Gesicht des Mannes gerollt war, er hätte derartige Verletzungen nicht hervorrufen können.
Suko spürte, wie es in seinem Magen anfing zu rumoren. Das Gefühl, hier etwas Unheimliches zu erleben, verstärkte sich immer mehr. Schweiß lag auf seiner Stirn, und er ging den ersten zögernden Schritt auf den Kinderwagen zu.
Hineinschauen konnte Suko noch nicht, doch gerade das wollte er, denn er dachte daran, dass nicht allein der Wagen die Schuld daran trug, was mitdem Fahrer des grünen BMW geschehen war, sondern möglicherweise das, was sich im Kinderwagen befand.

Wer lag darin?
Jemand, der ihn steuerte?
Es war plötzlich alles für ihn möglich. Seine Gedankenwelt hatte sich geöffnet, die reine Logik war von ihm zurückgedrängt worden, und er schlich auf leisen Sohlen näher.
Der Wagen stand still.
Noch ein Schritt.
In seiner Nähe knisterte es. Damit hatte der Kinderwagen nichts zu tun, es war das verbogene Blech des grünen BMW, das sich noch einmal gemeldet hatte.
Ein leiser Schrei, ein Fauchen!
Suko blieb stehen. Er wusste, dass er sich nicht geirrt hatte.
Dieser Schrei war aufgeklungen, aber nicht neben ihm, sondern dort, wo der Kinderwagen stand.
Aus ihm hervor!
In diesem Augenblick hielt Suko nichts mehr. Er jagte auf den Wagen zu, er war da, bevor der sich bewegte, er fasste mit beiden Händen zugleich die waagerechte Griffstange – und schrie auf, als er sie kaum berührt hatte!
Etwas war heiß und zuckend durch seine Hände und dann durch die Arme gerast und hatte seine Schultern zum Vibrieren gebracht, wie Feuer und Elektrizität zugleich. Suko schleuderte seine Arme wieder hoch, bevor er einen Schritt zurücktrat.
Die Überraschung und der Schmerzbeeinträchtigten sogar sein Sichtfeld, sodass Suko nicht wusste, ob es stimmte, was er zu sehen bekam. Aus dem Wagen hatte sich für einen Moment eine Gestalt erhoben, die dunkel war, helle Augen hatte und von der er nicht wusste, ob sie Kind oder Monster war.
Seine Hände waren taub geworden, die Arme ebenfalls. Sie hingen rechts und links des Körpers herab.
Er konnte nichts tun, aber er hörte, und das Fauchen mischte sich erneut in die hohen Schreie.
Dann fuhr der Kinderwagen davon!
Er drehte sich auf der Stelle, bockte noch einmal und verschwand. Schaukelnd rollte er über den unebenen Boden auf die Straße zu, drehte sich dort nach rechts und fuhr weiter in Richtung Osten davon.
Suko hätte gern die Verfolgung aufgenommen, um den Wagen zu stoppen, doch er war nicht in der Lage dazu. Seine Beine hätten ihm zwar gehorcht, die Arme aber waren wie tot, und wenn er versuchte, die Finger zu bewegen, hatte er das Gefühl, Bleigewichte an den Nägeln hängen zu haben.
Dieser Kinderwagen war zu einer mörderischen Waffe geworden, die auch töten konnte, ebenso wie das Wesen, was sich im Wagen befand. Wenn die Stromstöße oder was immer es gewesen sein mochte, das

Sukos Arme gelähmt hatte, stärker gewesen wären, dann hätte es böse ausgesehen.

Allmählich ging es ihm besser. Er konnte die Finger wieder bewegen, die Arme ebenfalls.

Plötzlich erschienen drei Fahrzeuge auf einmal. Die Wagen stoppten. Sie verstopften die Straße. Warnblinkanlagen glühten auf, Fragen umschwirrten Suko, der Mühe hatte, sich wieder in der Realität zurechtzufinden.

Er zeigte seinen Ausweis und setzte sich anschließend in seinen BMW. Tief atmete er durch. Die Fahrer der anderen Autos standen mit bleichen Gesichtern herum, denn ein jeder hatte mittlerweile die fürchterlich zugerichtete Leiche gesehen. Ein Mann musste sich übergeben. Suko aber nahm mit steifen Bewegungen den Hörer ab und wählte eine Notrufnummer.

Er erklärte, was geschehen war, und erhielt das Versprechen, dass man sich um die Sache kümmern würde.

Dann stieg er wieder aus.

Neben dem BMW blieb er stehen. Er dachte an den Kinderwagen und war sicher, vor einem neuen Fall zu stehen.

Ein Trick war dies nicht, denn der Tod hatte brutal zugeschlagen.

Das war zu einem Fall für John und ihn geworden…

***

»Mr. Hamilton – bitte, einen Moment noch!«

Jake Hamilton hatte schon die gläserne Ausgangstür erreicht, als er die Stimme hörte, stoppte und sich umdrehte. Einer seiner Mitarbeiter lief auf ihn zu. Er schwenkte einige Papiere, keuchte heftig und hatte einen roten Kopf vor Anstrengung.

Hamilton stellte die Tasche ab. »Ja, was ist denn noch, Dean?«

»Die Pläne, Chef.«

»Welche?«

»Die Sache in Chelsea.«

»Was ist damit?«

»Der Kunde rief gerade an.«

»Was wollte er?«

»Noch einmal eine Überprüfung. Er war mit dem Preis nicht einverstanden.«

Jake Hamilton presste die Lippen zusammen. In seinen hellblauen Augen schimmerte Ärger. Dieser Job war verrückt, es lief einfach nicht normal. Er saugte schnaufend die Luft durch die Nase ein und fragte dann mit möglichst ruhiger Stimme: »Was hat der Mann genau gewollt?«

»Das sagte er mir nicht. Er wollte einzig und allein mit Ihnen sprechen, Sir.«

»Was haben Sie ihm gesagt?«
»Dass ich versuchen werde, Sie noch zu stoppen.«
Hamilton lächelte. »Das haben Sie sehr gut gemacht, Dean. Sie werden jetzt zurückgehen und dem guten Mann sagen, dass Sie mich nicht mehr gefunden haben. Es ist Freitag. Ich habe mir diesen Nachmittag frei genommen, und ich werde mich von keinem Kunden stören lassen. Es ist mein erster freier Nachmittag seit Monaten, und ich habe ihn meiner Frau versprochen. Dieses Versprechen kann ich einfach nicht brechen.«
Dean nickte. »Ja, Sir, ja, das werde ich sagen. Soll ich noch einen Termin vereinbaren?«
Der Chef des Architekturbüros überlegte. »Sagen Sie ihm, ich würde am Montag im Laufe des Vormittags anrufen. Alles andere wird sich ergeben.«
»Wird gemacht, Sir.«
»War sonst noch was?«
»Nein.«
Jake Hamilton bückte sich und hobseine Tasche an. »Dann wünsche ich Ihnen ein schönes Wochenende.«
»Danke gleichfalls, Sir.«
Hamilton wandte sich wieder der Tür zu. Er war froh, das Haus verlassen zu können, in dem er auf der vierten Etage Büroräume angemietet hatte. Für ihn arbeiteten fünf Mitarbeiter, und Hamilton war zufrieden, was die Auftragseingänge anging. Als Architekt hatte er sich einen Namen gemacht. Er war nicht zu verrückt, aber auch nicht zu konventionell. Er produzierte Ideen, die gefielen.
Zweimal hatten Fachblätter über ihn berichtet, was ihm noch mehr Aufträge eingebracht hatte.
Als er das Haus verließ, empfing ihn ein leichter Wind, der sein graues Haar in die Höhe wehte. Obwohl erst fünfunddreißig, war er bereits ergraut, trotzdem gehörte er zu den von der Natur begünstigten Menschen. Jake Hamilton war eine markante Erscheinung, immer sonnenbraun, und es waren besonders seine Augen, die Frauen faszinierten.
Er kleidete sich gut, und sein Auftreten zeigte genau die Sicherheit, um Geschäftspartnern zu imponieren.
An diesem Freitag jedoch hatte er das Geschäftliche vergessen, denn er musste endlich sein Versprechen erfüllen, auf das Linda, seine Frau, so lange gewartet hatte.
Ein freies Wochenende.
Zwei Tage nur für sie beide, das war nötig, das brauchten sie, denn es war einiges bei ihnen schief gelaufenin der letzten Zeit. Hamilton wollte darüber nicht nachdenken, als er die Tiefgarage anvisierte, die zu dem Bürohaus gehörte. Dort unten parkte sein Porsche, den er so

liebte und für sein Leben gern fuhr.

Die Garage war zwar ebenso neu wie das Haus, aber dennoch nur wenig erhellt. Man hatte am Licht gespart, sodass trotz der weiß getünchten Wände ein ständiges Halbdunkel herrschte. Um diese Zeit war die Garage noch ziemlich voll. Die Autos standen da wie in Schlaf gefallene Tiere, die darauf warteten, geweckt zu werden.

Jake Hamilton hatte seinen hellen Mantel über den lindgrünen Anzug gestreift. In seinem Innern war ein seltsames Gefühl, ein nervöses Kribbeln wie eine Warnung. Es lief nichts mehr so, wie er es sich gedacht hatte. Zwar lag das Weekend vor ihm, aber noch war er nicht zu Hause, und die Garage kam ihm plötzlich unheimlich vor.

Trotz dieses Gefühls ging er nicht schneller. Er behielt den Schritt bei, drehte sich nur ab und zu um, weil er sehen wollte, ob irgendwo jemand lauerte.

Eine fremde Gestalt war nicht zu entdecken, was allerdings nichts besagte, denn es gab genügend Schatten, die sie schützten.

Der Architekt musste sich nach links wenden, um seinen Porsche zu erreichen. Er fuhr ihn jeden Morgen rückwärts in die Parktasche hinein, die mit der Wand abschloss. So brauchte er nicht zu rangieren, wenn er sie wieder verließ.

Alles war normal. Niemand stellte sich ihm in den Weg.

Etwas weiter entfernt wurde der Motor eines Wagens angelassen, eine helle Wolke aus Scheinwerferstrahlen huschte lautlos durch die Garage, dann fuhr der Wagen in Richtung Ausfahrt.

Jake Hamilton hatte nur noch wenige Schritte bis zu seinem Porsche zurückzulegen. Er sah den Wagen schon, obwohl er zwischen den beiden größeren rechts und links beinahe verschwand.

Normalerweise lächelte der Mann immer, wenn er den Porsche entdeckte. An diesem Tag wollte kein Lächeln aufkommen, sein Gesicht blieb ernst, die Augen bewegten sich, er spürte in sich das Kribbeln und konnte sich keinen Reim darauf machen.

Etwas stimmte nicht.

Hamilton blieb vor seinem Wagen stehen. Er schaute auf die breite Kühlerhaube und von dort durch die Frontscheibe in das Fahrzeug hinein. Dabei spürte er, wie es unter seiner Haut anfing zu brennen. Etwas warnte ihn.

Gleichzeitig vernahm er das Geräusch hinter sich. Ein Schleifen, ein kurzer Tritt, dann den Luftzug.

Und einen Lidschlag später traf ein harter Gegenstand seinen ungeschützten Nacken!

Hamilton schrie auf, als er nach vorn geschleudert wurde und auf die Motorhaube prallte. Es war kein Schrei des Schmerzes, mehr der Überraschung.

In seinem Nacken spürte er das Keuchen des Mannes, der ihn

niedergeschlagen hatte, dann zerrte ihn der Kerl hoch.

Wahrscheinlich würde er ihn zwischen zwei abgestellte Wagen drücken wollen, um ihn dort in Ruhe auszurauben, doch da war er bei Hamilton an den Falschen geraten.

Der Architekt machte sich schwer, damit der Kerl seine Mühe mit ihm hatte. In dessen Griff hing er wie ein mit Kartoffeln gefüllter Sack, und er freute sich, als er das Schimpfen des Räubers hörte.

Gleichzeitig spürte Hamilton etwas anderes.

In seinem Innern tobte eine Kraft wie ein Feuer, das seine Flammen in alle Teile seines Körpers schickte. Innerhalb kurzer Zeit fing sein Blut an zu kochen. Es strahlte eine Hitze aus, die nicht normal war, was den Mann allerdings dazu brachte, den Mund zu einem kalten und wissenden Grinsen zu verziehen.

Der Räuber hatte seine Schwierigkeiten mit ihm. Er schaffte es nur mühsam, das Opfer in die Höhe zu wuchten, und er wollte den Überfallenen nicht mehr in die Lücke zwischen die abgestellten Wagen drücken, sondern rücklings auf die Kühlerhaube legen.

Dazu musste er ihn drehen.

Hamilton ließ sich die Bewegung gefallen. Er hing schlaff im Griff des Mannes, tat nichts.

Mit dem Rücken prallte er auf die Kühlerhaube.

Weit riss er die Augen auf.

Der Räuber beugte sich über ihn. Zum ersten Mal sah Hamilton das junge Gesicht. Der Mann war höchstens zwanzig. Er gehörte für Hamilton zu den Schmiertypen, die nur darauf aus waren, anderen etwas wegzunehmen. Auf seinem Kopf trug er eine Wollmütze, die auch den größten Teil der Stirn bedeckte. Seine Augen verschleuderten bösartige Blicke, alswollten sie in die Seele des Liegenden stechen.

Die linke Hand hielt er um die Kehle des Liegenden gepresst, den rechten Arm hatte er erhoben, und die Finger dieser Hand umklammerten den Messergriff.

»Ich werde dir die Kehle durchschneiden, wenn du dich wehrst, du Hundesohn.«

Hamilton deutete ein Nicken an.

Der Griff lockerte sich. »Ich will alles!« keuchte der Garagen-Bandit. »Dein Geld, dein Auto, deine Kreditkar…« Er verstummte mitten im Satz, denn was nun folgte, das begriff er nicht – im Gegensatz zu Hamilton, der gar nicht daran dachte, sich fertig machen zu lassen.

Der Mann mit dem Messer verlor beinahe den Verstand. Er wollte nicht glauben, was er mit eigenen Augen sah, denn unter ihm, auf der Kühlerhaube liegend, war nicht mehr der Mann, den er überfallen hatte. Zwar trug er noch dieselbe Kleidung, aber etwas stimmte nicht mit dem Gesicht.

Er hatte plötzlich zwei davon.

Das normale und…

Der Räuber ächzte. Die Augen waren zu gelben Feuerrädern geworden, auf der Zunge seiner gefährlichen Wolfsschnauze lag ein gelber Schleim, der gleichzeitig auch auf den Zähnen klebte.

Etwas fauchte in das Gesicht des Räubers. Das war kein normaler Atem, das war ein stinkender, fauliger Gruß aus irgendwelchen Tiefen der Hölle.

Der Mann mit dem Messer zuckte zurück. Er traute sich nicht, die Waffe nach unten zu stoßen, denn er hatte plötzlich Angst.

Hamilton richtete sich auf.

Er saß auf der Haube, knurrte wie ein wildes Tier und hörte die Schritte des Davonlaufenden. Hals über Kopf verschwand der Messerheld in Richtung Ausgang.

Jake Hamilton ließ ihn laufen. Er rutschte von der Haube und hob seinen Koffer an. Sein Gesicht bewegte sich dabei. Die Falten darin verschwanden, und es sah aus, als hätte jemand an einer Gummimaske gezerrt.

Als der Architekt die Wagenschlüssel in seiner rechten Hand hielt, war sein Gesicht wieder normal geworden. Nur die kalten, gelblichen und auch böse blickenden Augen zeugten davon, dass er vor Sekunden noch ein anderer gewesen war.

Er schloss die Wagentür auf. Dieser Räuber hatte seine zweite Gestalt gesehen, doch in diesem Fall war ihm die Enttarnung egal.

Ein Typ wie der Räuber würde sie schon nicht in die Welt hinausposaunen, weil ihm keiner glaubte und er sich damit lächerlich machte.

Jake Hamilton stieg ein und startete den Motor. Wenig später rollte er die Rampe hoch. Von nun an würde er sich um das andere Problem kümmern.

Und das war nicht eben klein…

***

Suko und ich saßen an den Schreibtischen in unserem gemeinsamen Büro. Mein Freund hatte mir von seinem Erlebnis mit dem Kinderwagen berichtet und auch gesehen, dass ich dabei ziemlich blass geworden war. Er hatte nachgefragt und von mir die entsprechenden Erklärungen bekommen.

Nun schwiegen wir beide.

Ich hob die Schultern. »Da hat uns der Zufall gemeinsam zusammengeführt. Es steckt mehr dahinter, als ich bisher annahm. Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich das bisher nicht geglaubt.«

»Ist auch schwer.«

»Und wo sollen wir anfangen?« Ich klang wohl ziemlich ratlos.

»Ich habe keine Idee.«
»Bei den Zeugen.«
Ich machte eine abweisende Handbewegung. »Du bist ebenfalls ein Zeuge. Vielleicht sogar der beste, den man sich denken kann, nur kannst du uns auch nicht weiterhelfen.«
»Das Ding ist auf seinen vier Rädern einfach verschwunden, als hätte es sich in Luft aufgelöst«, murmelte Suko, dann schaute er mich wieder an. »Wie wäre es mit einer Fahndung?«
Ich unterdrückte nur mühsam ein Lachen. »Fahndung? Nach einem Kinderwagen?«
»Ja.«
»Die Kollegen halten uns für verrückt. Aber lassen wir mal den Wagen, wichtiger ist das, was sich darin befindet.« Ich beugte mich Suko entgegen. »Was hast du gesehen, Alter?«
»Willst du das wirklich wissen?«
»Immer.«
»Wenn ich darüber nachdenke, dann war es ein Monstrum, das sichdarin versteckt hält und sehr klein sein muss.«
»Ein Kind.«
Er hob die Schultern. »Wenn du Recht hast, dann höchstens ein Baby.«
»Ein Horror-Baby!« präzisierte ich.
»Ich wünsche es mir nicht, John, dass es so etwas gibt.« Ihm lief ein Schauer über den Rücken. »Die Vorstellung, dass in diesem Wagen ein killendes Baby stecken soll, gefällt mir ganz und gar nicht. Außerdem – woher kommt es? Wer zeugt oder produziert dann derartige Monster?«
»Das weiß ich nicht. Aber dazu fällt mir natürlich ein bestimmter Begriff ein.«
»Welcher?«
»Das Kind des Teufels.«
Sukos Gesicht verschloss sich, als hätte jemand ein Rollo davor gezogen. »Verdammt«, sagte er dann leise, »du könntest Recht haben, aber wenn ich daran denke, wird mir ganz anders.«
»Kann ich mir denken.«
»Wer wäre dann die Mutter, wenn wir davon ausgehen, dass der Teufel ein Kind gezeugt hat?«
»Eine Hexe vielleicht?«
Suko schaute mich an. »John, das ist finsterstes Mittelalter, denn wie oft hat man davon gelesen oder auch Zeichnungen gesehen, auf denen der Teufel sich mit den Hexen einlässt und sie schwängert.«
»Eine andere Theorie?«
»Im Moment nicht.«
»Bleibt einzig und allein die Tatsache, dass sich in dem verdammten

Kinderwagen ein Wesen, ein Teufelskind, ein Horror-Baby oder was auchimmer gewesen ist. Stimmst du mir dahingehend zu, Herr Inspektor?«

»Ja, Herr Geisterjäger, und dieses Etwas muss auch über die Kraft verfügen, den Wagen in Bewegung zu setzen. Ich habe jedenfalls niemanden gesehen, der ihn geschoben hat.«

»Magische Kräfte.«

»Richtig.«

»Wobei wir wieder beim Thema wären.«

»Lassen wir das mal beiseite, John, denn mir ist da noch etwas eingefallen.«

»Ich höre.«

Suko senkte die Stimme. »Gehen wir mal davon aus, dass dieses Kind Eltern hat. Gehen wir weiter davon aus, dass diese Eltern möglicherweise nicht wollen, dass ihr Geheimnis an die Öffentlichkeit dringt. Dann kann ich mir vorstellen, dass diese Eltern, wer immer sie auch sein mögen, ihr Kind vermissen. Die müssen doch verrückt werden, dass ihr Kind nicht mehr bei ihnen ist. Da müssen sie durchdrehen und alles versuchen, um das Kind und auch den Wagen zu finden. Oder denke ich da in die falsche Richtung?«

Ich wiegte den Kopf. »Im Prinzip nicht, Suko, aber ich frage mich, ob sie es sich leisten können, eine Suchaktion zu starten. Das würde auffallen, und sie riskieren dann, ihre Identität preiszugeben.«

Suko streckte die Beine aus. »So kommen wir nicht weiter. Wir stecken in einer Sackgasse. Dieses Wesen hateinen Menschen brutal getötet. Der Mann fuhr gegen einen Baum. Er war ein wilder Fahrer, das stimmt, aber nicht so wild, dass er sämtliche Regeln über Bord geworfen hätte, nur um mal quer über die Straße zu fahren und den Wagen dabei gegen den Baum zu setzen.«

»Da hast du Recht. Etwas hat ihn aus dem Konzept gebracht.«

»Wobei wir wieder auf den Kinderwagen zurückkommen.«

»Richtig.«

»Er fährt durch London.« Suko lachte auf. »Da rollt ein Kinderwagen durch die Stadt, und es gibt keinen, dem es auffällt oder der sich darum kümmert? Das ist unwahrscheinlich.«

»Augenblick mal«, sagte ich. »Wenn dieser Kinderwagen eine gewisse Intelligenz besitzt, wird er sich hüten, so zu fahren, dass es auffällt. Er wird sich genau die Orte und Stellen aussuchen, die ihm am günstigsten erscheinen. Ich will nicht sagen, dass er oder das Wesen darin denken können, aber meiner Ansicht nach gibt es da einen Plan – einen Plan von einer Person oder Unperson im Hintergrund. Es hat ja alles relativ langsam oder harmlos begonnen, das ist nun vorbei. Wir müssen damit rechnen, dass nach dem ersten Mord die Barrieren gebrochen sind. Die letzte Zeugin, eine gewisse Selma Swan, ist noch

mit dem Leben davongekommen, der Mann im BMW nicht mehr, und ich frage mich, wer das nächste Opfer sein wird.«

Suko nickte und legte die Stirn in Falten. »Es wäre mir am liebsten, wenn es dieser Kinderwagen samt Horror-Baby noch einmal bei mir versuchenwürde. Jetzt bin ich gewarnt, ich wüsste schon, wie ich mich zu wehren hätte, denn ich glaube nicht, dass der Wagen der Kraft der Dämonenpeitsche widerstehen kann.«

»Das ist gut gedacht. Aber wie willst du den Lockvogel spielen? Durch London streifen und darauf hoffen, dass dich der verdammte Kinderwagen findet?«

»Was tun wir dann?«

Wieder einmal waren wir gefordert, aber ich wusste auch keine Lösung. Und der Blick aus dem Fenster in den grauen Himmel brachte mir ebenfalls keinen Rat.

Wir bewegten uns im Kreis, was mir überhaupt nicht gefiel. Ich nahm den Hefter, in dem die Aussagen gesammelt waren, und schlug ihn auf.

Etwas Neues erfuhr ich dort auch nicht. Mein Blick blieb an dem Namen der letzten Zeugin hängen. Selma Swan hieß die junge Frau.

Sie hatte Glück gehabt, dass sie noch lebte.

Ich schaute mir die Adresse an. Selma Swan wohnte in einer Londoner Vorstadt, ziemlich weit im Westen, und dort war auch Suko auf den Kinderwagen getroffen.

War das sein Gebiet?

Ich ging auch noch die anderen Aussagen durch.

Alle Zeugen wohnten in einem Gebiet zwischen London und Windsor. Ländlich, aber trotzdem nahe der Großstadt. Also musste sich der Kinderwagen dort bewegen.

Suko hatte meinem Gesicht angesehen, dass mir etwas aufgefallen war. Bevor er eine Frage stellen konnte, kam ich darauf zu sprechen. Sehr aufmerksam hörte er mir zu.

»Das ist gut, John, sogar sehr gut. Ich bin dafür, dass wir uns dort umschauen.«

»Wie meinst du das?«

»Patrouille fahren.«

»Keine so tolle Idee, Alter.«

»Hast du denn einen besseren Vorschlag?«

»Nein.«

»Dann werden wir es tun. So groß ist das Gebiet nicht, denke ich mal. Wir werden auf der Karte nachsehen, uns die einzelnen Strecken einteilen und auch zwei Autos nehmen. Ich habe dir den Kinderwagen genau beschrieben, er wird dir auffallen. Einen anderen und auch besseren Vorschlag habe ich nicht, und außerdem…«

Das Tuten des Telefons unterbrach Suko. Ich war schneller als er, hob

ab und hörte Glendas Stimme, die eine Anruferin durchstellen wollte.
»Wer ist es denn?«
»Selma Swan!« sagte sie.

***

Als ich die Lautsprecheranlage einschaltete, hörte ich die dünne und etwas ängstlich klingende Stimme der jungen Frau. Sie hörte sich an, als würde ein dicker Kloß in ihrem Hals sitzen. Mit wenigen Worten beruhigte ich sie, dann kam sie zur Sache.
»Man hat mir gesagt, dass Sie diesen… diesen … unheimlichen Fall bearbeiten, Mr. Sinclair.«
»Das stimmt.«
»Dann wissen Sie auch, wer ich bin, und ich muss Ihnen sagen, dass ich ihn wieder gesehen habe.«
Ich saß für einen Moment bewegungslos da und schaute Suko an, derdie Augenbrauen gehoben hatte. »Wen haben Sie gesehen, Miss Swan?«
»Den… den … Kinderwagen. Nur kurz, aber er war bei mir in der Nähe, Mr. Sinclair.«
»Okay, wo genau?«
»Auf einem Spielplatz…«
Auch das noch! Schlimmer hätte es nicht kommen können. Wenn ich an die Mädchen und Jungen dachte, die dort in den Sandkästen spielten oder auf den Geräten turnten, dann…
»Sind Sie noch dran, Mr. Sinclair?«
»Natürlich, Miss Swan. Ich war nur für einen Moment geschockt, wie Sie sich denken können.«
»Ja, das war ich auch.«
»Berichten Sie weiter!«
»Ich… ich … musste einfach aus meinem Haus und dorthin, wo Menschen sind. Nicht weit von meiner Wohnung entfernt befindet sich ein großer Spielplatz. Es stehen dort auch Bänke für die Mütter und Väter. Auf einem der Wege zum Spielplatz habe ich den Kinderwagen entdeckt.«
»Und was taten Sie?«
»Ich rannte zurück. Ich bin jetzt in meiner Wohnung und habe mich eingeschlossen.«
»Das haben Sie gut gemacht, Miss Swan. Sie werden dort bleiben, bis mein Kollege Suko und ich bei Ihnen sind. Öffnen Sie sonst keinem Menschen.«
»Ja, das mache ich. Wie lange brauchen Sie?«
»Leider können wir nicht fliegen, aber ich verspreche Ihnen, dass wir uns beeilen.«.
»Gut, ich warte.«

Sie legte auf, was auch ich tat. Suko hatte seinen Platz schon verlassen und streifte sich die Jacke über. Auch ich holte die Jacke vom Ständer.

Dann stürmten wir aus dem Büro.

***

Es war wirklich kein Tag, um lange draußen zu sitzen, trotzdem wollten viele Mütter ihren Kindern die frische Luft gönnen, denn es regnete zum Glück nicht.

Dementsprechend besetzt waren die Bänke, die sich rund um den Spielplatz verteilten, auch wenn manche der Frauen schon dicke Winterkleidung trugen, weil der herbstliche Wind doch kalt war.

Davon spürten die zahlreichen Kinder nichts, die auf dem Platz herumtobten, im Sand spielten oder die Klettergeräte besetzt hielten.

Es gab auch kleine Karussells, die durch die Kraft der Arme bewegt wurden, auf den Wippen und Schaukeln saßen gleich mehrere Kinder, und der Lärm der hellen Stimmen riss nie ab.

Er wehte auch durch die Büsche und durch die Kronen der Bäume, die eine grüne Lunge bildeten und den Spielplatz umstanden.

Noch hatte die Natur ihr Kleid aus Laub nicht abgestreift, die Blätter hingen grün und nur an wenigen Stellen gefärbt an den Zweigen und Ästen. Sie alle zusammen bildeten einen ziemlich dichten Wall, der Geräusche aufsaugte und gleichzeitig vor Blicken schützte.

Manchmal wuchsen die Hecken und Büsche so dicht zusammen, dass sie eine regelrechte Wand bildeten und auch genügend Deckung gaben. Und in einer dieser Deckungen stand der Kinderwagen.

Es war ein herrliches Versteck.

Lange Zeit hatte sich nichts gerührt, aber mittlerweile tat sich etwas in dem Wagen.

Das Oberbett bewegte sich. Es warf kleine Wellen. Kratzende Laute waren zu hören, und über den Rand des Oberbetts hinweg schob sich ein schwarzer, länglicher Gegenstand, an dessen Ende sich spitze Krallen befanden.

Eine Hand – eine Klaue?

Sie bewegte die Finger nach vorn und griff tief in das Kissen hinein. Sie kratzte über die Oberfläche, der Stoff raute auf, und im nächsten Moment wurde das dicke Kissen hochgerissen.

Das kleine Monster lag frei.

Endlich…

Das Knurren nahm an Bedrohlichkeit zu, und aus dem über dem Wagen liegenden Schatten leuchteten zwei gefährliche Augen wie kalte Laternen. Ein stechender Geruch wehte über den Wagen hinweg, kleine Beine strampelten, und zwei Arme wurden links und rechts weggestreckt, um sich festklammern zu können.

Das Horror-Baby hatte sein erstes Ziel erreicht.
Das zweite würde folgen.
Mit geschickten Bewegungen kletterte es aus dem Kinderwagen hervor, begleitet von einer Kälte, die einfach nicht von dieser Welt stammen konnte.
Der Spielplatz war nahe.
Sehr nahe sogar. Zu nahe…

***

Nachdem Jake Hamilton die Wohnungstür geschlossen hatte und sich wieder umdrehte, erblickte er seine Frau Linda, die ihn aus schmalen grünen Augen anschaute. Sie war nicht groß, aber sehr geschmeidig, und sie verströmte so etwas wie eine animalische Wildheit. Ihr Haar war rabenschwarz, das Gesicht katzenhaft geschnitten und hatte eine ziemlich bleiche Haut. Sie trug nur einen Body, der in ihrem Schritt spannte und dicht über den Brüsten aufhörte.
Jake zog den Mantel aus.
»Was ist passiert?« flüsterte Linda.
»Das erzähle ich dir gleich.«
Sie nickte und trat zur Seite, um Jake den Weg freizumachen.
Die Hamiltons bewohnten kein Haus, sondern eine Vierzimmerwohnung in einem normalen Neubau ziemlich weit oben.
Sie hatten sich vorgenommen, nicht aufzufallen, obwohl sie sich bei ihrem Einkommen gleich mehrere Häuser hätten leisten können.
Aber es gab für sie gute Gründe, es nicht zu tun. Zu den Nachbarn verhielten sie sich freundlich distanziert, sodass über sie nicht geredet werden konnte.
Hamilton betrat den Wohnraum. Hinter sich hörte er die katzenhaften Schritte seiner Frau. Linda hatte die dünnen Vorhänge vor das große Fenster gezogen, sodass der Raum nur mehr in ein schwaches, leicht dämmriges Licht getaucht wurde.
Hamilton ließ sich in den beigen Sessel vor dem Glastisch fallen.
Seine Frau blieb stehen. Sie zitterte leicht und hatte die Unterlippe vorgeschoben. »Dein Geruch«, flüsterte sie. »Er… er … macht mich an. Du hast dich …«
»Ja, ich habe.«
Als Antwort erhielt er ein Knurren. Plötzlich fuhr ihre überlange Zunge aus dem Mund und leckte die Lippen nebst ihrer Umgebung ab. »Warum bist du das Risiko eingegangen?«
»Man hat mich in der Tiefgarage überfallen. Irgendein verdammter Junkie.«
»Ach?« Linda lächelte. »Lebt er noch? Oder hast du ihn zerfetzt, sein Blut geleckt und sein Fleisch…?«
»Nein, er ist geflohen.«

»Aber er hat dich gesehen?«
Hamilton nickte. »Ja, was aber nicht schlimm ist. Einem Typen wie ihm glaubt sowieso niemand.«
»Das will ich hoffen.«
Hamilton stand auf und zog sein Jackett aus. Er warf es auf die Couch, die Krawatte folgte. Seine Frau bewegte sich nicht. Sie wartete auf eine bestimmte Frage und wurde nicht enttäuscht.
»Wo ist Rosie?«
Linda Hamilton sagte nichts. Sie hob nur die Schultern und schaute ins Leere, wobei sich eine Unmutsfalte auf ihrer Stirn bildete.
»Du hast sie nicht gefunden?«
»Nein, und den Wagen auch nicht.«
Scharf saugte Hamilton die Luft ein. Er ballte die Hände. »Das ist gefährlich, Linda. Das kann unsere Tarnung auffliegen lassen. Wir sollten alles versuchen, um das Kind zu finden.«
»Es ist aber nicht da.«
Er funkelte sie an. »Du bist die Mutter! Du stehst mit Rosie in einer anderen Verbindung als ich. Hast du die Kleine nicht gesehen?«
»Nur gespürt!« zischte Linda. Sie glitt auf die Lehne des zweiten Sessels und blieb dort hocken. »Ja, ich habe Rosie gespürt. Ich weiß, dass sie sich nicht allzu weit von hier aufhält. Ich weiß auch, dass sie sich immer wieder zeigt. Ich habe etwas gehört. Nachbarn sprechen davon. Der Kinderwagen ist des Öfteren gesehen worden, und in den Nachrichten wurde auch von einem ungewöhnlichen Autounfall berichtet, wobei der Fahrer auf mysteriöse Weise ums Leben kam.«
»Wie denn?«
»Man hat ihm das Gesicht und den Hals zerrissen.« Linda lachte schrill. »Das entspricht unserem kleinen Liebling. Rosie ist das geworden, was wir wollten, Jake.«
»Nein, sie ist es zu früh geworden. Sie ist eine von uns, aber sie ist gleichzeitig eine Missgeburt. Sie ist unserer Kontrolle entglitten und hat uns damit in Gefahr gebracht. Man hat sie gesehen, es gibt Zeugen, und sehr lange kann das nicht gut gehen.«
»Man wird den Zeugen nicht glauben«, sagte Linda. »Was nicht sein darf, kann nicht sein.«
Hamilton schüttelte den Kopf. »Darauf können wir uns nicht verlassen, verdammt.«
»Was willst du tun?«
»Rosie finden.«
»Wann?«
»Jetzt. Das genau ist der Grund, weshalb ich mein Büro verlassen habe.«
Linda nickte. »Ja, aber da ist noch etwas, das ich dir sagen wollte.«
»Was?«

»Du kennst eine gewisse Selma Swan?«
»Ja, sie wohnt hier im Haus.«
»Richtig, in der ersten Etage. Und auch sie hat unser Kind gesehen, mein Lieber.«
Hamilton sagte zunächst einmal nichts. Dann räusperte er sich und fragte: »Woher weißt du das?«
»Ich habe sie im Hausflur getroffen und auch angesprochen, Jake«, sagte die Frau schon beinahe mit knurrender Stimme. »Sie hatte blutige Kratzer im Gesicht und war ziemlich verstört. Die Wunden in ihrem Gesicht wurden von Krallen verursacht, das habe ich gleich erkannt.«
»Rosie?«
»Ja. Sie ist unserem Kind begegnet.« Linda holte tief Atem. »Und sie ist nicht die Einzige.«
»Du hast mit ihr gesprochen?«
Das Lächeln der Frau nahm wieder etwas Katzenhaftes an. Sie rückte von der Sessellehne weg und auf ihren Mann zu. »Natürlich habe ich das«, sagte sie leise und kraulte dabei das graue Haar des Architekten. »Ich war sehr freundlich zu ihr, und Miss Swan berichtete mir davon, wie sie am Abend auf einer Bank gesessen und einen Kinderwagen gesehen hat, der von ganz allein fuhr.«
»Dann ist Rosie hier!« keuchte Jake.
»Zumindest in der Nähe«, schwächte Linda ab. »Dieses Thema wollte ichmit dir nicht besprechen, mir geht es mehr um die Swan, wenn du verstehst. Ich halte sie für gefährlich, Jake. Sie ist eine einsame Person, die gern redet, wenn sie zu jemandem Vertrauen gefasst hat. Das war auch bei mir der Fall. Sie hat sich regelrecht ausgeweint. Es wäre vielleicht besser, wenn ich sie besuche.«
Hamilton überlegte. »Es wird aber kein sehr freundlicher Besuch werden, denke ich mal.«
»So ist es. Ich möchte das vollenden, was unser Kind begonnen hat.«
Der Architekt schaute auf die Uhr. »Ja, du solltest es tun, meine Liebe. Und wenn du zurückkehrst, werden wir Rosie suchen. Wir müssen sie endlich finden und ihre Spuren verwischen.«
»Gut, dann werde ich jetzt zu Miss Swan gehen.«
»Ja, ich warte auf dich…«

***

Selma Swan legte den Hörer wieder auf. Dieser Polizist hatte eine Art an sich, die ihr doch ein gewisses Vertrauen gab. Er hatte ruhig gesprochen, und er hatte ihre Aussagen vor allen Dingen nicht in Frage gestellt. Er schien genau zu wissen, was er wollte, er war offenbar ein Mann der Tat.
Selma wusste nicht, wie lange es dauern würde, bis Sinclair eintraf,

doch wenn er kam, wollte sie sich wenigstens ein wenig frisch gemacht haben.

Zu ihrer Mini-Wohnung gehörte auch ein Mini-Bad, das sie nun betrat und sofort die Tür eines schmalen Schranks aufzog. Er war im Innern durch zahlreiche Regale unterteilt, und Selma bewahrte darin ihre Kosmetika auf. Zuvor warf sie einen Blick in den Spiegel, und wieder einmal erschrak sie über sich selbst. Ihr Gesicht zeigte zahlreiche Narben, denn die tieferen Wunden waren noch längst nicht verheilt. Nach wie vor schimmerten sie leicht blutig.

Sie hatte sich keine Pflaster auf die Haut geklebt, sie verzichtete auch jetzt auf Puder, kämmte nur durch das dichte Haar und zog die Lippen nach.

Zufrieden war Selma nicht, aber ändern konnte sie es auch nicht.

Sie wusch ihre Hände und verließ das Bad.

In ihrer Wohnung war es ruhig, deshalb erschrak sie um so sehr, als sie die Klingel hörte. Unwillkürlich duckte sich die Frau und dachte daran, dass Sinclair noch nicht bei ihr sein konnte. Da hätte er wirklich fliegen müssen.

Wer wollte dann zu ihr? Selma konnte sich nicht vorstellen, dass sie an diesem Tag und um diese Zeit noch Besuch bekam. Es gab keine Freunde, die sich angemeldet hätten, und ohne Anmeldung erschien niemand bei ihr, auch kein ehemaliger Freund.

Warum sie zitterte, wusste sie selbst nicht genau. Vielleicht deshalb, weil sie an das Erlebnis dachte, das hinter ihr lag. Dieser verdammte Kinderwagen, der…

Ding-Dong…

Der unbekannte Besucher ließ sich nicht abhalten, und schon dieses zweite Klingeln hatte Selma als eine Folter empfunden.

»Sie sind doch da, Selma, oder nicht?«

Auf einmal hörte sie die Stimme. Es war Mrs. Hamilton, der sie sich anvertraut hatte, und Mrs. Hamilton hatte ihr gegenüber Verständnis bewiesen. Selma war froh, dass sie vor der Tür stand, denn für eine Frau aus demselben Haus galt die Warnung des Polizisten sicherlich nicht.

Deshalb öffnete sie auch. Erst die Sperrkette weg, dann den Schlüssel im Schloss gedreht, danach der kurze Ruck, mit dem sie die Tür nach innen aufzog.

Vor ihr stand Linda Hamilton und lächelte. Selma war von der Kleidung der anderen Frau überrascht, denn Mrs. Hamilton trug nur einen seidenen Morgenmantel und darunter einen Body.

»Ach, Sie sind es.«

Linda lachte. »Wieso? Haben Sie jemand anderen erwartet?«

»Nein, das nicht. Ich kriege nur selten Besuch und…«

»Darf ich eintreten?«

»Ja, gern.«
»Danke.« Linda Hamilton schob sich an Selma vorbei. Ihr Lächeln war geblieben, nur die Augen hatten sich etwas verengt.
»Es tut mir Leid, aber diese Wohnung ist nicht sehr groß, im Gegensatz zu ihrer, aber ich bin…«
»Bitte, Selma, es kommt doch nicht auf die Wohnung an, sondern auf den Menschen, der darin lebt.« Fest schaute die Besucherin Selma in die Augen, die wegen der Antwort etwas verlegen wirkte, die Schultern hob, sich scheu bedankte und Mrs. Hamiltonschließlich in ihren kleinen Wohnraum führte.
»Bitte, nehmen Sie doch Platz.«
»Gern.« Mit einer grazil anmutenden Bewegung ließ sich die Frau auf die kleine Couch nieder, deren Stoff aus schlichtem braunen Cord bestand. Mit der Hand strich Linda darüber hinweg.
»Möchten Sie einen Drink?«
»Wenn Sie mich schon fragen…«
»Einen Martini?«
»Gern.«
»Den kann ich jetzt auch vertragen.«
»Warum? Sie haben das so seltsam gesagt. Haben Sie irgendwelchen Ärger?«
Selma war schon an den Schrank getreten und hatte eine Klappe geöffnet. Dem mit Spiegeln verkleideten Innenraum entnahm sie die Flasche und zwei Gläser. »Ach wissen Sie, es geht mir eben viel durch den Kopf. Dieses Erlebnis habe ich noch längst nicht verkraftet. Schauen Sie mich doch an, wie ich aussehe.«
»Die äußeren Wunden sind nicht so schlimm, Selma.«
Der Martini gluckerte in die Gläser. »Da können Sie Recht haben, aber die inneren sind noch sehr stark.«
»Das habe ich mir gedacht.«
Selma schaute auf und gab der Besucherin das Glas.
»Tatsächlich?«
»Deshalb bin ich ja gekommen.« Linda deutete auf den Platz neben sich. »Kommen Sie, Selma, setzen Sie sich zu mir. Ich wollte noch mit Ihnen über den Vorgang sprechen. Auch mein Mann hat gesagt: Geh bitte zu ihr und versuche, sie zu trösten. Denn die anderen Menschen werden Ihnen wohl kaum Glauben schenken.«
»Nun ja…«, sagte Selma, und gleichzeitig hob sie ihr Glas. »Ich hatte ja nicht als Einzige eine Begegnung mit diesem Kinderwagen, und außerdem …«
»Ja?«
»Ich kriege gleich Besuch von einem Mann, der versprochen hat, mich zu unterstützen.«
»Und wer ist der Glückliche?« fragte Linda.

Zum ersten Mal seit Tagen konnte Selma wieder lachen. »Jetzt sind Sie auf dem falschen Dampfer, Frau Nachbarin. Es ist nicht so, wie Sie denken. Dieser Mann ist Polizist.«

»Und er will Sie besuchen? Heute noch?«

Selma nickte. »Ich… ich habe diesen Kinderwagen gerade noch einmal gesehen. Nicht einmal weit vom Spielplatz entfernt.«

»Und das haben Sie mir nicht gesagt?«

»Nein, war es denn wichtig?«

»Nun ja…« Linda hob die Schultern. »Ich dachte, wir wären zwei Vertraute.« Sie schaute auf ihre Beine, die in dem offenen Hausmantel gut zur Geltung kamen.

»Er ist bestimmt schon unterwegs.«

»Und wie heißt er?«

»Sinclair.«

Linda presste die Lippen zusammen. »Den kenne ich nicht.« Sie lachte. »Ich habe auch noch nichts mit der Polizei zu tun gehabt.«

Ihre Finger fassten nach dem Glas und hoben es an. »Ich werde nicht lange bleiben. Hauptsache, dass es Ihnen wieder einigermaßen gut geht, und darauf wollen wir trinken. Okay?«

»Einverstanden!«

»Ich heiße übrigens Linda, und du bist Selma, nicht?«

»Ja.«

»Dann auf die Brüder- und die Nachbarschaft, meine Liebe.«

Selma war irritiert. Das Spiel war ihr zu schnell gelaufen. Okay, sie gehörte nicht eben zu den prüden Menschen, aber in diesem Fall fühlte sie sich überrumpelt. Sie wollte aber keine Spielverderberin sein, denn sie dachte auch daran, welche Mühe sich ihre Nachbarin gegeben hatte, um sie zu trösten.

Deshalb lächelte sie auch. »Okay, auf die Brüderschaft und auf uns beide.«

»Das meine ich doch.«

Beide Frauen tranken. Selma bekam nicht mit, dass sich der Glanz in den Augen ihrer Nachbarin verhärtet hatte. Sie funkelten wie poliertes Metall. Selma schmeckte den trockenen Martini auf der Zunge, nahm noch einen zweiten Schluck und stellte das Glas weg, als es leer war.

Das tat auch Linda Hamilton. Dann lehnte sie sich zurück, streckte die Arme aus und drehte sich gleichzeitig der neuen Freundin zu. »Zur Brüderschaft gehört auch ein Kuss, meine Liebe. Ist dir das klar?«

Selma wurde es heiß. Sie war irritiert. Einen Mann küssen, okay, aber eine Frau? Sie hob die Schultern und ärgerte sich gleichzeitig über die leichte Röte in ihrem Gesicht. »Ja, gut, das stimmt. Bitte, ich…« Sie drehte den Kopf und Linda Hamilton gleichzeitig ihre Wange zu.

Die Nachbarin schüttelte den Kopf. »Nein, Selma, nicht auf die

Wange. Der Bruderschaftskuss wird auf den Mund gegeben.«

Auf den Mund!

Selma Swan hatte das Gefühl, von einem glühenden Schwert durchbohrt zu werden. Sie sollte eine Frau auf den Mund küssen?

Selma hielt den Atem an. In ihrem Innern baute sich Widerstand auf, doch gleichzeitig wusste sie, dass sie diesem Vorgang nicht entkommen konnte, denn sie spürte etwas von dieser seltsamen Macht, die Linda Hamilton über sie ausübte.

Diese Frau war anders als alle anderen Menschen, die sie bisher kennen gelernt hatte. Sie wusste genau, was sie wollte, und Selma musste zugeben, dass ihr ihre Nachbarin über war.

»Was ist denn…?«

Selma schluckte. »Nichts – eigentlich. Ich… ich habe nur noch nie eine Frau geküsst.«

»Was?«

»Ja, das ist so. Ich habe es noch nie getan.« Sie senkte den Blick und hob die Augenbrauen. »Zumindest nicht auf den Mund, wenn du… wenn du verstehst.«

Ob Linda die Einwände begriff, wusste Selma nicht. Sie lachte. Es klang siegessicher, rau, und gleichzeitig rückte sie noch näher an Selma heran. Ihre Finger strichen über die Schultern der anderen Person, sie tasteten den Hals ab, auch die Wangen, und sie umkreisten die Wunden, die zurückgeblieben waren. »Du brauchst dich wirklich nicht zu sperren, meine Liebe, es gehört einfach dazu.«

Selma schluckte. Sie öffnete den Mund, weil sie etwas sagen wollte – da geschah es!

Blitzschnell hatte Linda Hamilton ihre Lippen auf die der anderen Frau gepresst. Dabei blieb es nicht, denn sie übte mit der Zunge Druck aus, und die Spitze drang in Selma Swans Mund. Zurückbiegen konnte sie ihren Oberkörper nicht, denn zwei Hände hielten sie an den Schultern fest, und sie musste sich ihrem Schicksal ergeben.

Selma spürte, wie sich die Zunge in ihrem Mund bewegte. Sie empfand keine positiven Gefühle, ihr Körper stellte sich einzig und allein auf Abwehr ein, aber die andere ließ nicht locker.

Sie war wie eine Person, die sich festgehakt hatte, und die Zunge schien in Selmas Mund zu wachsen.

Luft!

Plötzlich war sie weg!

Selma röchelte, sie fand endlich die Kraft, sich zu wehren. Auch ihre Arme bewegten sich. Sie zuckten hoch, die Hände erwischten den Körper der anderen Frau, dann deren Gesicht, sie fuhren über die Haut hinweg und kniffen plötzlich in das dünne Fleisch der Wangen.

Die andere schrie leise.

Selma fühlte sich plötzlich frei, als sie nach hinten gestoßen wurde.

Sie saß noch auf der Couch, drehte sich dabei, riss den Mund weit auf und holte endlich Luft, während sie das Gefühl hatte, allmählich weggeschwemmt zu werden. In ihrer Nähe hörte sie die Flüche der anderen Person. Sie achtete nicht darauf, und es interessierte sie auch nicht, dass sich die Stimme verändert hatte.

Bis sie der Geruch traf!

Er war widerlich und roch nach verbranntem Fleisch!

Der Geruch war links von ihr entstanden. Dort musste etwas brennen, aber genau da saß auch die Nachbarin.

Selma drehte sie den Kopf – und…

Ihre Gedanken stockten.

Selma hatte das Gefühl, zu Eis zu werden, denn die Person, die jetzt neben ihr auf der Couch saß, hatte mit der Nachbarin nichts mehr gemein.

Vor ihr hockte ein Monster!

***

Selma wusste nicht, welchen Ausdruck sie für diese furchtbare Gestalt finden sollte. Etwas Menschliches war noch vorhanden, und das bezog sich auf den Körper. Alles andere aber gehörte in das Reich der furchtbaren Fabel, der Mythen und Legenden, der Dinge, die höchstens im Kino gezeigt wurden.

War das noch ein menschlicher Kopf?

Nein, dieser Schädel konnte keinem Menschen gehören. Zwar waren noch die normalen Gesichtszüge in etwa zu erkennen, doch darunter schob sich etwas, mit dem Selma überhaupt nicht zurecht kam. Da war dieses Maul, eine Mischung aus dem Schlund einer Schlange und dem vorgestreckten Maul eines Schweins, mit scharfen Zähnen, zwischen denen etwas hervorgeschoben wurde, das Ähnlichkeit mit einer Zunge aufwies, aber viel länger war.

Und das hat sich in meinem Mund befunden!

Dieser Gedanke explodierte in Selma, und sie stellte fest, wie die Übelkeit in ihr hochstieg. Der Magen wollte nicht mehr an seinem Platz bleiben, er wuchtete sich in ihre Kehle und erschwerte das Luftholen.

Sie konnte nicht sprechen, obwohl trotz der Panik so viele Fragen in ihr tobten.

Die Fratze nahm eine andere Farbe an. Durch die noch dünne normale Haut schimmerte sie schließlich in einem satten Grün.

Selma schoss förmlich in die Höhe, obwohl ihre Knie weich waren, denn die nackte Furcht hatte sie gepackt.

Sie kam nicht weit.

Schon im Ansatz des ersten Schritts schnellte ihr die Nachbarin entgegen. Sie bekam Selma mit einer Hand an der Hüfte zu packen

und riss sie um.

Selma Swan fiel auf den Boden, und mit einem flachen Hechtsprung hatte Linda Hamilton sie erreicht, warf sich auf sie und drückte sie mit ihrem Gewicht zu Boden.

Selma wunderte sich, welch eine Kraft in dieser Person steckte.

Sie versuchte zu schreien, aber da waren kalte Finger, die ihre Kehle umklammerten und ihr die Luft abdrückten.

»Erst küssen, dann töten, Süße! Du hast einen Fehler gemacht, einen sehrgroßen sogar! Du hättest dich nicht mit den Bullen einlassen und ihnen Bescheid geben sollen. Jetzt ist es zu spät für dich…«

Es waren die letzten Worte, die Selma Swan in ihrem Leben hörte, denn die Kreatur der Finsternis kannte kein Pardon. Sie tötete Selma auf eine unbeschreiblich schreckliche Art und Weise und geriet dabei in einen wilden Blutrausch.

Minutenlang dauerte ihr Sterben, denn die uralte Dämonin ließ sich Zeit…

***

Erst später stand Linda Hamilton auf, war sicher, dass kein Leben mehr in Selma Swan steckte, und sie schaute an sich hinab, wobei sie feststellte, dass auch ihre Kleidung blutbefleckt war.

Es machte ihr nichts aus. Sie würde die Wohnung verlassen und wieder zurück zu ihrem Mann gehen. Niemand konnte Verdacht schöpfen, auch die Bullen nicht, denn sie war nicht gesehen worden. Natürlich würden die Polizisten die Wohnung nach Fingerabdrücken absuchen. Es war ihr egal, denn Selma hatte schon öfter Besuch von Nachbarn erhalten. So etwas war nichts Ungewöhnliches.

Ziemlich sicher und auch hochzufrieden verließ sie den Wohnraum, stand im Flur und schrak doch zusammen, als das Ding-Dong der Klingel die Stille durchbrach.

Linda stand für einen Moment still, überlegte und dachte daran, dass dieser Sinclair früher erschienen war, als sie geglaubt hatte.

Was tun?

Einen Spion gab es in der Tür nicht. Linda Hamilton hoffte auf ihr Glück. Sie löste die Sperre, öffnete die Tür behutsam und schaute in den Hausflur.

Da war niemand zu sehen.

Blitzschnell huschte sie nach draußen, zog die Tür zu und nahm nicht den Lift. Auf leisen Sohlen glitt sie die Treppen hoch zu ihrer Wohnung, wo Jake bereits auf sie wartete, in einem Sessel hockte und eine Zigarette rauchte.

Die fiel ihm beinahe aus der Hand, als er seine Frau anschaute.

»Wie siehst du denn aus?«

»Was meinst du?«

»Das Blut!«
Linda strich über ihr Gesicht. Von der eigentlichen Fratze zeichnete sich nicht mehr viel ab. Sie war wieder in den Hintergrund getreten. »Es ist nicht mein Blut, sondern das der Verräterin.«
Jakes Augen leuchteten. »Du hast sie getötet?«
»Ja.«
»Und wie?«
»Auf unsere Art und Weise.«
Er lachte plötzlich auf. »Das ist gut, da werden sich manche Leute wundern.«
»Das sollen Sie auch.« Linda ließ sich in einen Sessel fallen. »Du kannst mir einen Drink geben.«
»Gern. Whisky?«
»Nein, einen Wodka.«
Sie bekam einen Doppelten, trank ihn jedoch langsam, schüttelte sich und sagte: »Eigentlich wollte ich noch mit dir über ein gewisses Problem reden.«
»Welches?«
»Über unser Kind.«
Jake nickte. »Das ist tatsächlich ein Problem.«
Linda leerte ihr Glas und stellte es weg. »Ich habe das Gefühl, als wäre es sehr dicht bei uns, Jake…«

***

Obwohl wir ziemlich schnell gefahren waren, hatte es doch seine Zeit gedauert, bis wir das Ziel erreicht und die Wohnung der Frau gefunden hatten.
Das Neubaugebiet glich einer künstlich angelegten Insel, die kurzerhand in das alte Gebiet hineingestellt worden war. Die Häuser, nicht viel höher als die Bäume, verteilten sich zwischen einigen Grünflächen und standen alle im schrägen Winkel zueinander. Durch die geschaffenen Grüngürtel war es oft nicht möglich, dass die Mieter des einen Hauses den Nachbarn sahen, sodass jeder das Gefühl haben konnte, für sich zu leben.
An einem großen Einkaufszentrum waren wir vorbeigefahren und hatten einen Abstellplatz für unseren Wagen auf einem der Parkplätze gefunden.
Ich schaute an der Fassade hoch, während Suko klingelte. Selma Swan wohnte in der ersten Etage, und da sie auf uns gewartet hatte, rechneten wir mit einer schnellen Reaktion.
Die trat nicht ein.
Niemand öffnete, und Suko versuchte es ein zweites Mal. »Eingeschlafen sein wird sie wohl nicht«, bemerkte er locker, aber ich sah den besorgten Ausdruck in seinen Augen.

Ich trat näher. »Versuch es noch mal.«
Wieder keine Reaktion.
Wir schauten uns an.
»Wir müssen hinein!«
Ich schellte woanders.
Zum Glück wurde uns geöffnet.
In Parterre schaute jemand aus seiner Wohnung. Ein kleines Kind, das uns anlächelte. »Nur mein Daddy ist da, aber der schläft. Ihr müsst schon später wiederkommen.«
Ich lächelte die Kleine an. »Lass deinen Daddy ruhig weiterschlafen, wir haben uns nur geirrt.«
»In der Klingel?«
»Ja.«
Das Mädchen lachte. »Passiert Erwachsenen das auch?«
»Viel öfter, als du denkst, meine Kleine.«
»Ich heiße Susan, bin sechs und schon groß.«
»Oh, entschuldige, das habe ich nicht gewusst.«
Sie zog sich wieder zurück.
Suko hatte sich schon auf den Weg nach oben gemacht. Ich fand ihn in der ersten Etage vor der geschlossenen Wohnungstür stehend. Er hatte sich gebückt und fummelte mit seinem Türöffner am Schloss.
»Packst du es?«
»Bestimmt.«
Ich ließ Suko arbeiten und lauschte in das Treppenhaus, aus dem ich keinen Laut hörte. Es war die normale Stille, die uns umfing, nur empfand ich sie in diesem Fall als bedrückend. Sie schien mir so zu sein, als läge etwas in der Luft, das einen Moment später explodieren konnte.
Im Haus war nichts zu hören. Nicht einmal Radiomusik. Es schlug auch keine Tür.
»Okay, John.«
Suko richtete sich auf, als ich mich umdrehte. Er nickte mir zu und schob die Tür auf.
Wir verließen die Umgebung mit den hellen Wänden und tauchten ein in eine Höhle. Zumindest kam es uns so vor zwischen den engen Wänden des Flurs, in dem auch noch ein bestimmter Geruch hing, der mir wuchtig auf den Magen schlug.
»Blut«, flüsterte ich.
Gleichzeitig schaltete mein Freund das Licht ein, und wir sahen auf dem Boden dunkle Flecken.
Eine Verletzte oder Tote sahen wir in der kleinen Diele nicht. Die fanden wir wenig später im Wohnraum. Sie lag auf dem Boden, inmitten eines Chaos.
»O Gott«, stöhnte Suko, »wer tut denn so was?«

Ich starrte die grausig zugerichtete Leiche an, ohne sie richtig zu sehen. Mein Inneres wehrte sich dagegen, es war ein Sträuben, wie ich es selten erlebt hatte. Ich kam mir selbst fremd vor, einfach wie hineingestellt in die Realität, mit der ich eigentlich nichts zu tun hatte.

Wir hatten natürlich damit gerechnet, dass etwas passiert war, aber nicht auf diese schreckliche Art und Weise. Wer da getötet hatte, der war… der war … mir fehlte der Vergleich.

Ich ging durch das Zimmer wie ein Schlafwandler und bemühte mich dabei, nicht in die Blutlachen zu treten.

Vor dem Fenster blieb ich stehen und schaute hinaus. Der Blick glitt auf Bäume und Hecken. Ein paar schräg fallende Sonnenstrahlen verliehen dem Laub einen nahezu wertvollen Glanz, und ich hörte die Stimme meines Freundes hinter mir wie aus weiter Ferne.

»Der Killer kann noch nicht lange weg sein.«

»Ich weiß.«

»Vielleicht ist er… ich meine, wir haben doch nichts gesehen. Er könnte ja in der Nähe sein.«

»Schon.« Ich strich über mein Kinn. »Bisher haben wir einen Kinderwagen nebst Inhalt gesucht. Ich frage mich, Suko: Ist ein Kleinkind zu einer derartigen Tat fähig?«

»Ich weiß nicht.«

»Du schließt es auch nicht aus?«

»Ich weiß doch nicht, wer oder was sich in diesem verdammten Wagen befindet.«

»Ja, stimmt.«

»Wir müssen mit allem rechnen, John. Mit dem Schlimmsten, mit einem Monster, mit einem… ich weiß es auch nicht.«

Ich drehte mich wieder um. »Hass!« sagte ich leise. »Es sieht aus, als hätte dieser Mörder die Person unwahrscheinlich gehasst und sich an ihr ausgetobt. Es war eine wilde Tat und gleichzeitig eine kontrollierte. Die Bestie hat genau gewusst, was sie tat. Außerdem müssen sich die beiden gekannt haben.«

»Sagst du das wegen der beiden Gläser auf dem Tisch?«

»Genau.«

»Ich gebe dir Recht. Unsere Selma Swan hat Besuch bekommen. Sie ist nicht überrumpelt oder überfallen worden. Jemand kam, sie sprach mit dieser Person, und sie waren sogar so gut befreundet, dass sie ihr einen Drink angeboten hat. Die Frau hat keinen Verdacht geschöpft, obwohl wir sie davor gewarnt haben, jemand reinzulassen. Also muss sie dem Täter vertraut haben.«

»Er kann nur aus dem engsten Bekannten- und Freundeskreis stammen. Der Killer ist ihr nicht als Bestie erschienen. Er muss wie ein normaler Mensch ausgesehen haben, und dann… Verdammt, ich kann

mir keinen Reim darauf machen. Dabei haben wir nur einen Kinderwagen gesucht.«

»Selma hat ihn beim Spielplatz gesehen, John. Wir sollten uns dort umschauen.«

»Richtig.« Ich drehte mich trotzdem noch einmal um und schaute durch das Fenster.

Nichts hatte sich verändert.

Bis auf eine Kleinigkeit, bei deren Entdeckung es mir scharf wie ein Messer durch die Brust fuhr.

Unter den Bäumen in der Nähe stand genau der Gegenstand, den wir suchten.

Es war der Kinderwagen!

***

»Suko!« Ich rief den Namen meines Freundes so laut, dass der Inspektor zusammenzuckte. Gleichzeitig fuhr ich herum, und Suko sah es meinem Gesicht, dass sich etwas Gravierendes ereignet hatte, denn er flog förmlich auf das Fenster zu.

Eine Erklärung brauchte ich ihm nicht zu geben, er schaute durch die Scheibe und sah sofort, weshalb ich Alarm geschlagen hatte.

»Verdammt, John, das ist er!«

Wir bewegten uns beide nicht und beobachteten nur. Wer ihn so sah, hätte uns für Idioten gehalten, wenn wir ihm erklärt hätten, welch eine Gefahr von diesem Kinderwagen ausging. Er stand dort so harmlos, wie vergessen, aber keiner von uns konnte erkennen, welcher Inhalt sich darin befand.

»Wie bei dem Mann im BMW«, flüsterte Suko. »Auch er wurde so grausam getötet, und in seiner Nähe hat sich auch der verdammte Kinderwagen befunden.«

»Dann drück die Daumen, dass er dort noch länger steht«, sagte ich, und Suko brauchte auch keine Frage mehr zu stellen, er drehte bereits ab und lief aus dem Zimmer.

Im Hausflur stürmten wir die Stufen hinab.

Als wir das Haus verließen, mussten wir uns scharf nach links wenden. An einer Anzahl von einbetonierten Fahrradständern führte unser Weg vorbei, und nur kurze Zeit später hatten wir genau die Stelle erreicht, wo der Kinderwagen gestanden hatte.

Ja, hatte!

Er stand nicht mehr dort. Wie für uns zum Hohn war er verschwunden. Nicht einmal Eindrücke im Boden entdeckten wir, denn der Untergrund war hier mit durchlässigen Betonringenbedeckt, in und zwischen denen Gras wuchs.

Mir erstarb der Fluch auf den Lippen, und auch Suko zog ein wenig begeistertes Gesicht.

»Geirrt haben wir uns nicht!« sagte er, »dann hätten wir beide einer Halluzination haben müssen.«

Ich schaute in alle Richtungen. »Stimmt, nur hatte er auch Zeit genug, sich aus dem Staub zu machen.«

Suko lachte etwas wütend über meine Bemerkung. »Klar, und das aus eigenem Antrieb!«

Ich hob die Schultern. »Es ist nicht sicher. Möglicherweise sorgt auch der Inhalt dafür.«

»Der den Mann im Auto ermordet hat, als er mit seinem Wagen gegen den Baum fuhr.«

»Zum Beispiel.«

Suko lächelte mich an, aber dieses Lächeln sah bitter aus. »Wer hat dann diese Frau ermordet, John? Kannst du mir das sagen? Ist dieses Monsterbaby aus dem Wagen gestiegen, um sich in das Haus zu schleichen und in die Wohnung. Hat es Selma Swan überrascht und sie niedergemetzelt? Oder gibt es da eine andere Lösung?«

Bei näherem Überlegen musste ich ihm Recht geben. »Wir müssen davon ausgehen, dass es nicht nur einen Täter gibt, sondern zwei. Ich glaube nicht daran, dass dieses Horror-Baby den Wagen verlassen hat und zu Selma Swan in die Wohnung gegangen ist.«

Ich schaute zum Haus hin und auch so gut wie möglich in das begrünte Gelände hinein. Hinter dem Wall aus Gestrüpp, Bäumen und auch jenseits der schmalen Wege hörten wir die Geräuschkulisse des Spielplatzes.

Als ich mich darauf konzentrierte, spürte ich einen Druck im Magen. Es war irgendwo alles so perfekt gemacht worden, denn ein Kinderwagen fiel überhaupt nicht auf, wenn er hier in der Nähe oder direkt am Spielplatz stand. Er war sicherlich nicht der einzige, und niemand würde sich um seinen Inhalt kümmern. Es gab keine Veranlassung, dies zu tun.

»Lassen wir den Platz räumen?« fragte mich Suko.

Es war ein Vorschlag, über den ich zumindest nachdachte. »Aus welchem Grund? Würden wir dann nicht gewisse Feinde aufmerksam machen, wenn wir es tun? Neue Opfer holte sich das Wesen so oder so, darauf kannst du dich verlassen. Ich frage mich nur, warum der verdammte Wagen gerade hier erschienen ist? Er hätte auch bei den Zeugen erscheinen können, die ihn ebenfalls gesehen haben.«

»Einen Helfer, John. Dieses Wesen muss einen starken Helfer hier in der Nähe haben. Ich bin fest davon überzeugt, dass dem so ist. Aber ich weiß nicht, wie ich meinen Gedanken konkretisieren soll.«

Ich enthielt mich vorläufig einer Antwort und ließ meinen Blick stattdessen durch die nähere Umgebung schweifen.

Etwas Neues bekam ich nicht zu sehen. Das viereckige Haus stand da, und seine Fassade sah noch sehr neu aus. In der oberen Etage gab es

eine Abweichung von der Norm. Da waren die Fenster größer. Hinter dem Haus begann die Grünfläche, und vor uns lag ebenfalls die grüne Trennung zum Nachbargrundstück. Durch die Zweige sahen wir die Fassade schimmern.

Nur ein paar Schritte von uns entfernt begann der Weg, der zum Spielplatz führte. Er war betoniert, relativ breit – es passte sogar ein Auto hindurch –, aber es würde hier kein Wagen fahren können, weil der Weg am Anfang durch einen Eisenpfahl gesichert war.

Ich hob die Schultern und hörte die Frage meines Freundes. »Du hast keinen Vorschlag, John?«

»Doch, schon.«

»Welchen?«

»Wir werden uns in der Umgebung umschauen müssen.«

Suko nickte. »Wenn ich dich recht verstehe, rechnest du damit, dass sich diese Bestie noch in der Nähe aufhält.«

»Der Spielplatz«, sagte ich. »Dort hat Selma Swan den Kinderwagen zuletzt gesehen, bevor sie uns anrief.«

Wenn ich mir vorstellte, was dort passieren konnte, lief es mir kalt den Rücken hinab.

Und wie bestellt verschwand die Sonne plötzlich hinter den Wolken. Es wurde merklich kühler. Die Natur schien uns zeigen zu wollen, dass wir nur die zweite Geige spielten.

Diese Düsternis war wie ein Vorzeichen. Es würde schwer für uns werden, verdammt schwer sogar, denn wir hatten es mit einem Gegner zu tun, der auf keinen Menschen Rücksicht nahm.

Nicht einmal auf Kinder…

***

In der letzten Etage stand jemand am Fenster, der sich beinahe die Nase plattdrückte. Er schaute in einem schrägen Winkel in die Tiefe, und es wäre für ihn besser gewesen, wenn er das Fenster geöffnet hätte, das aber traute sich Jake Hamilton nicht. Er wäre aufgefallen, und er wollte dies auf keinen Fall.

So hatte er Mühe, in die Tiefe zu schauen, aber er schaffte es, und er sah auch die beiden fremden Männer vor dem Haus stehen, von denen der eine Chinese oder Japaner war, so genau konnte er das nicht herausfinden, weil er zu weit entfernt war.

Es waren Fremde, es mussten die Polizisten sein!

»Sie sind da, Linda!«

Er hatte gesprochen, ohne sich umzudrehen.

»War das nicht vorauszusehen? Selma hat es mir doch vor ihrem Tod gesagt.«

Linda saß schräg auf der Couch, hielt die Beine ausgestreckt und betrachtete ihre Fingernägel, als dachte sie darüber nach, ob sie diese

nachlackieren sollte oder nicht. Sie gab sich sehr gelassen. Dass sie vor kurzem noch einen Menschen grausam umgebracht hatte, sah man ihr nicht an. Ein leichtes Lächeln umspielte die Lippen in ihrem normalen Gesicht. Die zweite Fratze war völlig untergetaucht und verschwunden.

»Was tun sie, Jake?«

Hamilton lachte glucksend. Er benahm sich plötzlich wie ein kleines Kind, als er seinen Handballen auf den Mund presste. »Sie suchen und denken wohl nach.«

»Das wird ihnen nicht viel bringen.«

»Eben.«

»Wir sollten trotzdem vorsichtig sein, denn die beiden sind gefährlich. Den Namen Sinclair habe ich schon irgendwo mal gehört. Wir müssen Zurückhaltung üben.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

Jake drehte sich um. »Weil es immer noch um Rosie geht. Ich will sie haben. Das Kind gehört uns. Es kann sich nicht einfach selbstständig machen, begreifst du das?«

Linda stöhnte, als sie die Beine herum und von der Couch schwang. »Sag nur nicht, dass du es suchen willst.«

»Genau das habe ich vor.«

»Um den beiden Bullen in die Arme zu laufen, wie?«

Jake Hamilton kicherte. »Und wenn, Linda? Es wäre nicht weiter tragisch. Ich sehe keinen Grund, diesem Sinclair nicht frank und frei gegenüberzutreten und ihn zu fragen, was er als Fremder in dieser Gegend zu suchen hat? Es würde mir sogar einen Heidenspaß bereiten.«

Linda Hamilton stand auf und strich die Falten ihres dunklen Kleides glatt. Sie hatte es gegen den Morgenmantel eingetauscht.

Ihrem Mann warf sie einen scharfen Blick zu. »Du solltest den Bogen nicht überspannen, mein Lieber. Noch ist alles glatt gelaufen, aber die Bullen werden wir nicht loswerden. Es wird eine Untersuchung geben, man wird Selmas Wohnung auf den Kopf stellen und meine Prints finden, obwohl ich das Glas sicherheitshalber abgewischt habe. Das ist also keine Spur, aber die anderen…«

»Ja, schon gut, Linda. Es sind nicht nur deine Abdrücke, die gefunden werden, auch meine und die der anderen Nachbarn. Freunde haben die Frau ebenfalls besucht.« Er lächelte knapp.

»Wenn ich die Bullen aber anspreche, kann ich möglicherweise erfahren, was sie vorhaben, und ich kann herausfinden, wie sie auf die Tat reagieren.«

»Du musst wissen, was du tust.«

»Sicher, Linda, das weiß ich auch. Ich halte auch nicht die beiden

Bullen für so gefährlich, sondern mehr das Verschwinden unseres Kindes. Darauf kommt es mir an. Die Kleine hat sich auf eine Weise entwickelt, wie wir es nicht wollten. Ich muss *sie* unter Kontrolle bekommen. Was du da geboren hast, das ist ein Bastard, ein Balg, ein Geschöpf, das zwar in unserer ersten und eigentlichen Existenz zu uns passt, aber nicht in der zweiten. Ich hoffe, dass dies noch korrigiert werden kann. Alles andere ist mir egal.«

Linda überlegte eine Weile. Im Prinzip gab sie ihrem Mann Recht. »Du willst Rosie zu uns holen?« fragte sie.

»Natürlich, Linda. Wenn es eben geht, ziehe ich es aus dem Verkehr.«

»Hoffentlich läuft es dir nicht aus dem Ruder.«

»Ich bin der Vater.«

Sie schaute ihn an. »Das stimmt, aber du kannst dich in die kleine Bestie nicht hineindenken.« Sie lachte plötzlich schrill auf. »Wir haben zu viel dämonisches Erbgut in uns. Unsere Gene sind eben anders als die der normalen Menschen.«

Hamilton trat auf sie zu und bliebstehen. Er strich über ihre Wange und nickte. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Bisher habe ich noch alles in den Griff gekriegt. Außerdem solltest du immer daran denken, dass wir gewinnen. Das war schon damals so, das wird auch so bleiben.«

»Ich hoffe es für uns.«

Jake Hamilton verließ die Wohnung. Linda hörte, wie die Tür zuschlug.

Sie war immer sorglos gewesen, wenn ihr Mann nicht bei ihr war und seiner normalen Tätigkeit nachging. Beide hatten ihre Tarnung perfekt aufgebaut.

Nun aber spürte sie eine gewisse Unruhe in sich. Sie hatte das Gefühl, erwärmtes Blut würde durch ihre Adern rinnen und sich im Kopf zu einem heißen See vereinigen.

Es ging nicht so glatt, wie sie es sich gedacht hatte.

Linda trat an das Fenster und schaute aus dem gleichen schrägen Winkel durch die Scheibe, wie es ihr Mann getan hatte.

Sie konnte den Platz vor der Haustür beobachten.

Er war leer.

Keine Spur mehr von den Bullen.

Und das gefiel ihr seltsamerweise gar nicht…

***

Obwohl es nicht gerade das schönste Wetter war, hatten sich einige Mütter nicht vom Spielplatz loseisen können und saßen noch immer auf den Bänken. Wahrscheinlich deshalb, weil sie sich kannten und hier auch in Ruhe miteinander reden konnten. Oft genug vergaßen sie die Zeit, und die Kinder dankten es ihnen.

Die Kleinen hatten ihren Spaß, krochen entweder durch den Sand oder kletterten auf den Geräten herum, wobei sie beinahe jede Aktion mit lautem Geschrei bedachten.

Der Spielplatz war eine Insel für sich inmitten einer ihn umgebenden Grünanlage. Hier fühlten sie sich geborgen, denn er lag trotz des Schutzes nicht so einsam. Über die Natur hinweg schauten die oberen Teile der Häuser wie Wächter, wobei die Fenster manchmal blinkten wie starre Augen.

Der Nachmittag neigte sich allmählich dem Ende entgegen. Das relativ schöne Wetter hatte sich ebenfalls zurückgezogen. Die Wolken waren auf dem Vormarsch, der Wind hatte aufgefrischt, und wenn er an den Rändern des Spielplatzes entlangwehte, ließ er die zahlreichen Blätter aneinander rauschen. Es klang so, als würde jemand leise Beifall klatschen.

Das waren die wenigen Mütter gewohnt. Sie wussten auch, dass der Regen erst am späten Abend oder in der Nacht einsetzen würde, jedenfalls hatte das der Wetterbericht versprochen.

Zwei Bänke, die dicht beisammen standen, reichten ihnen aus. So konnte jeder mit jeder sprechen, und die Kinder konnten sie auch im Auge behalten.

Sie waren ihnen wichtig, der Grüngürtel, der den Platz umgab, weniger. Auch jetzt nicht, da die Sonne nicht mehr zu sehen war und sich die ersten Schatten verdichteten, sodasssie den Büschen einen unheimlichen Touch gaben, fiel ihnen nichts weiter auf.

Sie hockten auf der kleinen Insel, fühlten sich wohl und freuten sich über die frische Luft, denn es würde nicht mehr lange dauern, dann lag der Spielplatz im Winterschlaf.

Niemand sah die Bewegung.

Nicht vor, sondern hinter den Büschen war ein Schatten, der allmählich vorbeiglitt. Er bewegte sich nicht gleichförmig, stoppte immer wieder dort, wo sich eine kleine Lücke im Strauchwerk auftat, als wollte dieser Schatten durch die Lücke auf den Spielplatz schauen.

Ein Kinderwagen hat keine Augen. Dafür aber der Inhalt.

Etwas unsagbar Böses hockte darin. Ein widerliches Monstrum, klein, kompakt und tödlich. Gierig darauf, an Menschen heranzukommen, wobei es ihm egal war, ob es sich um einen Erwachsenen handelte oder um ein Kind.

Nur der Mensch zählte und dessen Leben…

In seinem Körper steckte das Urböse. Es war im Laufe von Millionen von Jahren nicht gestorben. Es hatte sich nur weiterentwickelt und sich der neuen Zeit angepasst, sodass es nicht einmal auffiel.

Die Kreaturen der Finsternis bewegten sich inmitten der normalen Menschen, ohne von ihnen erkannt zu werden. Das wahre Grauen verbargen sie geschickt hinter ihren sehr menschlichen Gesichtern.

Manchmal klang ein leises, unwilliges Knurren aus dem Wagen, als wäre der Inhalt mit seiner Lage sehr unzufrieden.

Wieder fuhr der Wagen an.

Diesmal zurück, denn die richtige Stelle hatte er noch nicht gefunden. Sein Inhalt spürte den Druck, der nahe den spielenden Kindern besonders groß geworden war. Er brauchte endlich die Erfüllung, nicht grundlos hatte er sich von seinen Eltern abgeseilt.

Er wollte das Blut und das Fleisch.

Die Bestie wusste, dass sie nicht ewig weitermachen konnte. Sie spürte auch, dass die Eltern nach ihr suchten und sie irgendwann finden würden. Bis dahin aber wollte sie noch einmal satt werden.

Der Kinderwagen rollte lautlos dahin. Er federte nach, als er über Unebenheiten im Boden rollte. Zweige schabten über seine Abdeckung. Ein Zweig bog sich durch und drang wie eine krumme Lanze unter die Abdeckung mit der Spitze in die Nähe des schwarzen Etwas, das einen klumpigen Arm in die Höhe schnellen ließ und dann blitzartig zugriff. Die kleine Klaue bekam den Zweig zu fassen. Mit einer heftigen Bewegung riss sie ihn ab, und ebenso heftig würde sie auch ein Menschenleben vernichten.

Der Wagen samt Inhalt suchte die ideale Stelle, um sich in aller Ruhe ein Opfer aussuchen zu können.

Noch sechs Kinder spielten auf dem Platz. Deren Mütter saßen zusammen, und ein siebtes Kind war hinzugekommen, ohne dass es unter Kontrolle der Mutter stand.

Die kleine Susan hatte sich entschlossen, das Haus zu verlassen.

Ihre Eltern hatten nichts dagegen gehabt. Sie musste nur zurück sein, wennes vom nahen Kirchturm sechsmal schlug. Das war immer das Zeichen für Susan, nach Haus zu kommen. Bisher hatte sich das Mädchen jedes Mal daran gehalten.

Auf dem Spielplatz fand es immer wieder Freunde. Die meisten kannten Susan, und es waren auch nicht Kleinkinder; drei von ihnen gingen schon zur Schule, wenn auch nicht in dieselbe Klasse wie Susan, aber vom Sehen her kannte man sich.

Susan war eine große Ballspielerin. Deshalb hatte sie auch ihren weißen Ball mit den roten Tupfen mitgebracht. In Mario hatte sie einen Mitspieler gefunden.

»Fußball?« rief dieser.

Susan verdrehte die Augen. Immer die Jungen mit ihrem blöden Fußball. Sie hätte lieber Werfen gespielt.

Dann spielten sie doch Fußball, und Susan ging ins »Tor«. Das Klettergerüst, das ihnen als Tor diente, stand im Sand, so konnte sich die Torhüterin auch mal nach dem Ball werfen, ohne sich gleich wehzutun. Man machte sich dabei zwar schmutzig, doch Susans Mutter hatte sich daran gewöhnt. Susan kriegte keine Schimpfe, wenn

sie – reif für die Badewanne – mit schmutzigen Sachen heimkehrte.

Mario ging einige Schritte vom Tor weg. Die Kletterbrücke, durch die er schießen musste, war ziemlich hoch. Susan konnte bequem unter ihr stehen, und Mario dachte daran, dass er den Ball hoch schießen musste, um möglichst viele Tore zu erzielen. »Ich schieß zehnmal, dann wechseln wir uns ab. Okay, Susan?«

»Ja…« Es klang nicht eben begeistert.

Mario legte sich den Ball zurecht, lief zurück, wieder vor und holte mit dem Bein aus.

Der erste Schuss!

Er klatschte gegen die »Latte«, sprang wieder zurück, und Susan kicherte, während Mario den Ball holte. Er ärgerte sich, dass er nicht getroffen hatte…

***

Die kleine Bestie hatte es geschafft, den Kinderwagen genau in eine schmale Lücke zwischen den Büschen zu lenken, die dunkel und schattig genug war, um ihn zu verbergen. Nur wer genau hinschaute, konnte ihn sehen, aber dafür hatte keines der Kinder Interesse.

Mit dem Griff nach vorn stand der Kinderwagen in der Lücke.

Wenn die kleine Bestie etwas sehen wollte, brauchte sie sich nur aufzurichten, dann erfassten die bösen Augen einen Großteil des Spielplatzes.

Diese alten, sehr bösen Augen schauten über den Rand der Decke hinweg. In ihnen war nichts Menschliches. Sie leuchteten wie zwei Lichter.

Dicht darunter befand sich ein Maul.

Sehr groß, sehr breit, mit gefährlichen Reißzähnen.

Die Bestie lauerte.

Ihr Blickwinkel war günstig. Sie konnte genau zuschauen, wie zwei Kinder mit einem Ball spielten.

Der Junge schoss ihn auf ein Mädchen zu, das unter einem Klettergerüst stand und versuchte, den geschossenen Ball zu halten.

Es gelang ihr nicht immer, nur hin und wieder klatschte sie den Ball ab. Dann lachte sie, und der Junge ärgerte sich. Wenn der Ball ins Tor flog, war es umgekehrt…

***

»Das ist jetzt der neunte Schuss!« rief Susan.

»Nein, der Achte.«

»Der Neunte. Du kannst nicht zählen, Mario!«

»Dann schieß ich nur noch einmal.«

»Gut!«

Mario nahm Anlauf. Der letzte Schuss sollte richtig treffen.

Inzwischen hatte sich auch Susan an das Spiel gewöhnt, und der

Ehrgeiz hatte sie gepackt.
Wuchtig schoss Mario den Ball. Er war leicht, eigentlich zu leicht, um ihn als Fußball zu benutzen. Durch die Wucht driftete er nicht nur ab, auch seine Höhe änderte sich. Er jagte nicht durch das Tor, sondern prallte gegen das linke Ende des Klettergerüstes. Er prallte ab, tickte kurz vor einem Busch noch einmal auf, hatte aber noch soviel Schwung, dass der Sand ihn nicht stoppen konnte und er in die Büsche hineinrollte.
Susan lachte.
»Hol ihn zurück!« rief sie.
»Nein, mach du!«
»Ich nicht.«
»Dann spiele ich nicht mehr.«
Das wollte Susan auch nicht, denn sie hatte gemerkt, dass Mario gar nicht so gut war. Sie würde das Spiel gewinnen, und deshalb nickte sie auch. »Ich werde den Ball holen, aber bei den nächsten Malen nicht, wenn du im Tor stehst.«
»Ja, ist schon gut.«
Susan verließ das »Tor«. Sie lief durch den weichen Sand und hob die Füße sehr hoch, weil schon genug von dem Zeug in ihre Schuhe gedrungen war und kratzte.
Sie entdeckte den Ball nicht. Er war in eine Lücke gerollt, und diese Lücke schien sich wieder hinter ihm geschlossen zu haben.
Susan runzelte die Stirn.
Ihr war plötzlich komisch zu Mute.
Hinter ihr lag der Spielplatz, wo auch die Mütter noch saßen und sich unterhielten. Ihre Stimmen hörte sie auch, aber sie kamen ihr seltsam weit entfernt vor.
Und vor ihr? Was war da?
Die normale Umrandung des Spielplatzes und die Büsche.
Dort war der Ball hineingerollt.
Susan ging noch zwei Schritte vor, bis sie den Buschrand erreicht hatte.
»Findest du ihn nicht? Bist du blind?« höhnte Mario.
Susan ärgerte sich über die Frage. Sie wollte nicht für blind oder doof gehalten werden. Wütend drehte sie sich um. »Selber blind, du Blödmann!«
»Geh doch schon!«
»Das mache ich auch.« Sie ging, obwohl sie plötzlich Furcht hatte.
Dieses Buschwerk machte ihr Angst, und sie glaubte auch, ein Zischen aus dem Schatten zu hören.
Erst jetzt sah sie die schmale Lücke, in die sie hineingehen musste. Sie war wirklich sehr eng, Susan drückte Zweige zur Seite, und sie dachte daran, dass sie dieses Schlupfloch ja kannte. Die Kinder selbst

hatten es geschaffen, weil sie oft einen kürzeren Weg nehmen wollten.

Susan duckte sich noch tiefer. »Ich kriege den Ball«, flüsterte sie, »dann schieß ich ihn ganz weit weg.«

Sie sah ihn.

Er lag nicht weit entfernt auf dem Boden. Inmitten des schattigen Dämmerns wirkte er wie ein heller Fleck, aber das Mädchen hatte plötzlich keine Augen mehr für den Ball, es interessierte sich für den Gegenstand, der daneben stand.

Es war ein Kinderwagen!

Susan schluckte. Damit kam sie nicht zurecht. Hinter ihrer Stirn rasten die Gedanken. Sie strich durch ihr blondes Haar und dachte darüber nach, wie es kam, dass dieser Kinderwagen genau an diesem Fleck stand. Es gab für sie nur eine Lösung.

Er musste vergessen worden sein.

Aber wer vergaß schon einen Kinderwagen? Das konnte sie sich einfach nicht vorstellen. Außerdem musste so etwas auffallen.

Es war still in ihrer Umgebung, bis sie plötzlich durch ein Geräusch erschreckt wurde.

Es war ein scharfes Zischen, und es war aus dem Kinderwagen gedrungen.

Susan bekam es nicht mit der Angst zu tun. Sie dachte nur daran, dass da noch ein Baby im Wagen liegen musste, ebenfalls vergessen von der Rabenmutter. Die Kleine mit den blonden Haaren gehörte zu den fürsorglichen Kindern. Sie war schon größer, und sie wollte sich deshalb umdas kleine Kind kümmern. Sie wollte den Wagen aus der Lücke auf den Spielplatz fahren und ihn den anderen dort sitzenden Müttern zeigen. Vielleicht wussten sie, wem er gehörte.

Susan musste nur noch einen Schritt nach vorn gehen, um den breiten Griff anfassen zu können. Ihre rechte Hand legte sich um die Stange – und zuckte wieder zurück! Gleichzeitig stieß das Mädchen einen leisen Schrei aus, denn der Griff war eiskalt gewesen, und als sie auf ihre Handfläche schaute, da sah sie, dass sich auf der Haut kleine Blasen gebildet hatten.

Wie damals, als sie sich die Hand am Ofen verbrannt hatte. Aber das war doch so kalt gewesen.

Susan hätte spätestens jetzt weglaufen müssen, das tat sie nicht.

Sie dachte zu sehr an das Kind im Wagen und auch daran, dass es in der Kälte frieren würde.

Von der Seite her trat sie vorsichtig an den Kinderwagen heran.

Bevor sie einen Blick hineinwerfen konnte, berührte sie mit der Fußspitze den Ball. Sie bückte sich nach ihm, um ihn tiefer in den Wald zu werfen. Dann konnte Mario mit ihm machen, was er wollte.

So bekam Susan nicht mit, was über ihr passierte.

Die Bestie bewegte sich. Sachte schob sie das hinderliche Oberbett

zurück. Laub, das darauf gefallen war, rutschte zur Seite, und einige Blätter knirschten.

Das hörte Susan nicht. Sie hielt den Ball mit beiden Händen und wollte sich aufrichten, als es passierte.

Das klumpige schwarze Etwas mit den bösen Augen hatte sich aufgerichtet und einen Arm über den Rand des Kinderwagens gestreckt. Zuckend bewegte sich die Kralle, denn sie suchte nach dem Kopf des Kindes, der noch zu weit entfernt war.

Aber Susan richtete sich auf.

Die Kralle griff zu.

Sie wühlte sich in das Haar des Mädchens, riss daran, und Susan schrie gellend auf…

***

Diesen Schrei hörte auch ich!

Er war schlimm, so hoch und schrill, dass ihn kein Erwachsener ausgestoßen hatte. Meine Befürchtung schien sich zu bewahrheiten.

Der Schrei hatte mich erschreckt und aufgeputscht. Ob Suko ihn auch gehört hatte, wusste ich nicht, wir beide hatten uns getrennt und waren in verschiedene Richtungen gegangen, aber ich hatte das Gefühl, näher dran zu sein.

Der Spielplatz lag nicht weit entfernt. Leider konnte ich ihn nicht überblicken, weil ihn der verdammte Buschgürtel umgab. In diesem Fall war er für mich das große Hindernis.

Ich rannte los.

Da hörte ich den zweiten Schrei. Diesmal anders, viel jammervoller, als litt die Person unter starken Schmerzen. Wenn ich an Sukos Berichte dachte und mir vorstellte, dass mit einem Kind das gleiche passieren konnte, drehte ich fast durch.

Ich musste hin.

Der zweite Schrei hatte mir den Weg gewiesen. Einen dritten würde ich kaum so deutlich hören können, weil auch die am Spielplatz sitzenden Mütter aufmerksam geworden waren und wild durcheinander sprachen. Nur wusste keine von ihnen, was sie unternehmen sollten.

Zweige peitschten gegen mein Gesicht wie böse, kratzige Hände, als ich mir meinen Weg bahnte. Plötzlich hatte ich das Gefühl, in einem grausamen Film zu stecken.

Vor mir tat sich eine Lücke auf, in die der verdammte Kinderwagen genau hineinpasste.

Ich sah ihn, ich sah auch das blonde Mädchen, mit dem ich gesprochen hatte, als ich das Haus betrat, in dem Selma Swan gewohnt hatte, und ich sah ferner, dass sich das Kind in einer tödlichen Gefahr befand.

Es hatte sich gebückt, und es war ihm nicht mehr gelungen, sich wieder ganz aufzurichten, denn mitten in der Bewegung war es von einer schwarzen Klaue erwischt worden, die zu einem Wesen gehört, das sich hässlich, schwarz und klumpig in dem Wagen aufgerichtet und sich dabei gedreht hatte, um das Kind zu packen.

Die Klaue lastete wie ein dicker, tödlicher Klumpen auf dem Mädchen, der bereit war, ihren Kopf aufzureißen.

Das Monstrum selbst hatte einen widerlichen Schädel, der beinahe nur aus Maul bestand. In dem teerähnlichen Etwas leuchteten noch die gelben Augen.

Das Wesen beugte sich vor, senkte den Kopf, und spitze Zähne wollten sich in den Hals des Kindes graben.

»Neeinn!« brüllte ich und warf mich vor…

***

Auch Suko hatte den Schrei gehört, doch er befand sich zu weit entfernt. Um das Ziel zu erreichen, hätte er den Spielplatz erst noch in seiner gesamten Breite überqueren müssen, was wiederum zu viel Zeit gekostet hätte.

Er wusste aber, dass etwas getan werden musste. Auch wenn er nicht schnell genug war, John Sinclair würde sicherlich eher am Ball sein, denn er war den besseren Weg gegangen.

Als Suko rannte, sah er den Mann, der den Schrei ebenfalls gehört haben musste. Er war grauhaarig, größer als Suko und kam aus einer anderen Richtung, als hätte er gerade jenes Haus verlassen, in dem Suko und John Sinclair die tote Selma Swan gefunden hatten.

Der Weg war nicht breit, und so prallten die beiden fast zusammen. Der andere Mann drehte sich um. Suko sah, dass dessen Gesicht hochrot war, und sofort rief Suko: »Haben Sie den Schrei auch gehört?«

»Ja!«

»Sie kennen sich aus?«

»Sicher.« Beide liefen weiter. »Am Rand des Spielplatzes. Wir müssen ihn nur umrunden.«

Suko wusste, dass er auf dem richtigen Weg war. Er brauchte keine weiteren Informationen mehr und lief schneller. Der andere Mann blieb hinter ihm zurück, und Suko hörte das Geräusch seiner tackenden Tritte, das nur Sekunden blieb und sich dann änderte, denn plötzlich vernahm er ein weiches und klatschendes Tappen.

Er hätte eigentlich misstrauisch werden müssen, doch seine Gedanken waren auf den Schrei konzentriert. Zudem musste er in diesem diffusen Dämmer Acht geben, wo er hinlief.

Erst das Knurren alarmierte ihn.

Er wollte herumwirbeln, da spürte er einen heftigen Schlag im

Rücken, der ihn noch in der Bewegung traf.

Damit hatte der Inspektor nicht gerechnet. Es war ihm nicht möglich, den Schlag auszugleichen, er wurde nach vorn katapultiert, stolperte und sah den Erdboden auf sich zurasen.

Hinter ihm verwandelte sich das Keuchen in ein wütendes und mörderisch klingendes Knurren…

***

Ich schubste den verdammten Kinderwagen so heftig, dass er nicht mehr auf seinen vier Rädern stehen blieb und umfiel. Er prallte mit der rechten Breitseite auf, ich hörte das Mädchen wieder laut schreien und sah, dass es ebenfalls mitfiel, denn das verfluchte Monstrum hatte es nicht losgelassen.

Es war durch die Wucht aus dem Wagen geschleudert worden und hockte wie ein mutierter böser Zwerg auf dem Boden, noch immer bereit, das Maul in das Fleisch des jungen Menschen zu schlagen.

Es war alles so schnell gegangen, dass mir keine Zeit geblieben war, die Beretta zu ziehen, und das Kreuz hatte ich schon gar nicht von der Halskette lösen können.

Ich griff mit dem Fuß an.

Der erste Tritt traf das Wesen mitten im Gesicht.

Ich hörte den dumpfen Aufschlag, spürte auch die weiche Masse, und ein krächzendes Gurgeln drang mir entgegen. Noch einmal trat ich zu. Ich wollte, dass dieses widerliche Etwas die Haare des Mädchens losließ, das rücklings auf dem Boden lag und nicht mehr schrie, sondern kalkbleich war und den Mund weit aufgerissen hatte. Der Schock hatte seine Stimme gelähmt.

Zu einem dritten Tritt brauchte ich nicht mehr anzusetzen. Plötzlich rutschte die Klaue aus den Haaren des Kindes, und dann drehte sich das Wesen blitzartig um die eigene Achse, damit es aus meiner unmittelbaren Reichweite entschwand.

In diesem Fall hatte es Glück, die Hölle stand auf seiner Seite, denn das dichte Buschwerk wies tief unten leider noch Lücken auf, in die sich das Wesen hineindrehte.

Es war verschwunden, und ich nahm im Moment nicht die Verfolgung auf, weil ich mich um Susan kümmern musste.

Sie lag auf dem Rücken, die Beine etwas angewinkelt, die Arme halb erhoben, die kleinen Hände zu Fäusten geballt. Die Augen waren weit aufgerissen, der Blick ebenso wie die Gesichtszüge erstarrt, sodass ich mir nicht einmal sicher war, ob mich die Kleine überhaupt erkannte.

Das Monstrum aus dem Kinderwagen hatte ausgesehen wie ein Raubtier, eine Mischung aus Panterkopf und was weiß ich nicht alles. Wenn es mirentwischte, würde es weitere Opfer geben.

Plötzlich erschienen zwei Mütter, die es nicht mehr auf ihren Bänken

gehalten hatte. Sie sahen mich, sahen Susan und zogen die falschen Schlüsse. Wahrscheinlich hielten sie mich für einen perversen Triebtäter, aber ich schnauzte sie sofort an und sagte ihnen, sie sollten sich um Susan kümmern.

Ich schleuderte die beiden Frauen zur Seite und hetzte aus dieser düsteren Deckung.

Frei lag der Spielplatz vor mir. Er war kinderleer, denn die Mütter hatten ihre Sprösslinge zu sich geholt und sie eng an sich gedrückt. Wie sie mich anschauten oder was sie dachten, war mir egal. Ich wollte nur die Bestie.

Wo steckte sie?

Ich hatte mir die Richtung ungefähr gemerkt, in die sie verschwunden war, nur bekam ich sie nicht mehr zu Gesicht.

Ich lief durch den Sand, was Kraft kostete, das Zeug rieselte mir auch in die Schuhe.

Von Suko hatte ich bisher nichts gesehen. Er musste den Schrei gehört haben, sein gutes Gehör hätte ihm bestimmt auch die Richtung gezeigt, und so rechnete ich damit, dass er mir über den Weg laufen würde.

Ein Irrtum.

Dafür entdeckte ich etwas anderes, und ich war dem Himmel dankbar für das noch relativ helle Licht. So konnte ich bis in die Nähe des Hauses schauen, in dem wir die Tote gefunden hatten.

Dort bewegte sich etwas.

Es sah seltsam aus und glich einer Kugel, die sich schnell, aber hoppelnd über den Boden bewegte. Sie war dunkel und sah nur aus der Distanz aus wie eine Kugel, tatsächlich aber war es das kleine Monstrum, das sich einem neuen Ziel näherte.

Dem Haus?

Ich blieb für einen Moment stehen. Die Bewohner im Parterre des Hauses hatten das Licht eingeschaltet, das durch zwei Fenster fiel, deren Scheiben von keiner Gardine verhängt waren. So verteilte es sich auch außerhalb des Hauses, und ich sah, wie sich die Bestie durch dieses Licht bewegte.

Sie wollte in das Haus.

Durch die Tür, die geschlossen war.

Aber es war eine Haustür, die in der oberen Hälfte ein Fenster aufwies. Das mordgierige Etwas glitt zurück, nahm Anlauf, und während auch ich rannte, wuchtete es sich in die Höhe und prallte mit großer Wucht gegen die Scheibe, die dem Druck nicht standhalten konnte. Der schwarze Mordklumpen fiel in das Haus und war meinen Blicken entschwunden.

Bald hatte ich die Haustür erreicht. Durch das Fenster brauchte ich nicht zu klettern. Das Einschlagen der Scheibe hatte einen unten

wohnenden Nachbarn alarmiert. Er war aus seiner Wohnung gekommen und hatte glücklicherweise die Tür von innen geöffnet. Ich hörte ihn schimpfen, als er nach draußen trat. Die Worte erstickten in seiner Kehle, als er mich sah.

Ich musste ihn zur Seite stoßen, um freie Bahn zu haben. Hinter mir hörte ich ihn wütend fluchen, aber ich war bereits auf der Treppe und hastete sie in gewaltigen Sprüngen hoch, dabei immer drei bis vier Stufen auf einmal nehmend.

Dieses verdammte Mordwesen musste sich in dem Haus befinden. Es war die Treppe hochgerast, wahrscheinlich lag das Ziel in den oberen Etagen, und ich legte noch mehr Kraft in die Sprünge, mit denen ich die Treppe hocheilte.

Und ich holte auf. Einen Treppenabsatz über mir hörte ich ein Keuchen und Knurren.

Es war da.

Mit der linken Hand stützte ich mich am Geländer ab. Längst lief mir der Schweiß über das Gesicht, doch meine Kondition war nach wie vor top. Ich würde es packen, erlebte aber eine erneute Überraschung, als die Stimme einer Frau meine Ohren traf.

»Rosie, mein Liebling! Da bist du ja…«

Es rann mir kalt den Rücken hinab, als ich diese Worte hörte. Mir kam es vor, als hätte da eine Mutter mit ihrer Tochter gesprochen.

Ich fragte mich, ob so etwas möglich war.

Der letzte Absatz lag vor mir. Mit einem gewaltigen Schwung katapultierte ich mich um die Geländerrundung herum, schaute die Stufen hoch und direkt gegen eine offene Tür, und ich sah auch die Frau.

Sie war dunkelhaarig, blass im Gesicht, trug ein schwarzes Kleid und hatte sich gebückt, um »ihren Liebling« wie ein Baby auf den Arm zu nehmen.

Mensch und Monster.

Aber auch Mutter und Kind?

Als die Frau ihre Rosie auf dem Arm hatte, war ich nur noch zwei Stufen entfernt. Erst jetzt schien sie mich zu bemerken. Für einen winzigen Moment traf mich der dämonisch kalte Blick ihrer Augen.

Da wusste ich, dass ich es trotz des menschlichen Aussehens nicht mit einem normalen Menschen zu tun hatte. Diese Frau war etwas anderes, eine Schwarzblütlerin.

Und ihr Kind?

Verdammt, das war ein widerliches Wechselbalg, ein Monster, ein lebendes Mordinstrument.

Ich raste auf die Tür zu.

Die Frau schlug sie mir entgegen, aber ich hatte Glück, denn ich war schneller. Bevor die Tür ins Schloss knallen konnte, hatte ich meinen

Fuß hochkant gestellt und hielt die zufallende Tür auf, die einen Moment später wieder zurückschwang.

Ich stürmte in die Wohnung. Es war gefährlich, ich hätte auch in eine Falle laufen können, aber ich hatte Glück, denn im breiten Flur befand sich niemand mehr.

Die Einrichtung interessierte mich nicht, ich nahm sie nicht einmal am Rande wahr, dafür hörte ich rechts von mir dumpfe Schritte, die schnell verklangen.

Ich sah eine offene Tür.

Diesmal rannte ich nicht.

Dafür zog ich die Beretta, und ich nahm auch das Kreuz in meine linke Hand.

Ich ging auf die Tür zu.

Noch einmal Luft holen, als ich dicht vor ihr meinen Schritt stoppte. Dann trat ich zu.

Die Tür flog auf, und was ich beim Hineinspringen sah, hätte ich nicht für möglich gehalten. Die Mutter stand nicht weit vom Fenster entfernt, hatte ihr mordgieriges Kind auf dem Arm und streichelte das hässliche Gesicht, während sie noch ein altes Wiegenlied summte…

***

Viele Menschen hätte der Aufprall außer Gefecht gesetzt, doch Suko war ein Meister der Kampfsportarten und durchtrainiert.

Noch im Fallen gab er seinem Körper einen Drall, kam mit der Schulter auf und rollte sich geschickt ab. Er hörte das Knurren auch weiterhin, jetzt aber war es noch dichter bei ihm, direkt an seinem Ohr.

Für einen Moment machte Suko sich klein, dann schnellten seine Beine nach vorn, er drehte sich, und seine Arme schossen in die Höhe. Er packte zu, und damit hatte der andere nicht gerechnet. Aber auch Suko war überrascht, denn die Finger drangen mit ihrem Kuppen in kein normales Gesicht, sie erwischten eine Haut, die sich wie fettiger Teig anfühlte oder wie etwas, das mit einem dicken Ölfilm bestrichen war.

Eine menschliche Haut?

Der Inspektor drückte den Körper über sich zurück, und er sah, wie sich das Gesicht verwandelte. Da war eine widerliche Fratze, die aus der Tiefe hervorstieg und alles andere überdecken wollte.

Als Suko dies sah, wusste er Bescheid.

Er hatte es nicht mit einem Menschen zu tun, das hier war eine Kreatur der Finsternis, ein Urdämon aus einer uralten Zeit, der es nur verstanden hatte, zu überleben und sich wieder zu regenerieren.

Hinter dem eigentlichen Gesicht schälte sich die Schnauze des Wolfes hervor. Ein widerliches Maul, bestückt mit gefährlichen Reißzähnen,

dazwischen lag eine Zunge wie ein langes Stück Teig, und dieses Maul war bereit zu töten.

Es würde den Menschen zerreißen, es würde Suko ebenso zerfleischen wie den Mann im BMW, aber der Inspektor konnte sich wehren.

Er winkelte die Beine an, rammte die Knie hoch und spürte auch die Wucht, mit der die Gestalt zurückgeschleudert wurde, wobei sie noch versuchte, sich bei ihm festzuhaken, es aber nicht schaffte, sondern abrutschte.

Wie ein Wirbelwind war Suko wieder auf den Beinen. Bevor sich die andere Person noch rühren konnte, hatte er zugegriffen und schleuderte sie zu Boden.

Das Monstrum sprang wieder hoch, um anzugreifen. Suko sah die Schnauze mit den Reißzähnen, die weit offen stand. Hinter dieser neuen Haut sah er ein violettes Flimmern, als malten sich dort die düsteren Farben einer tiefen Vergangenheit ab.

Suko glitt zurück. Die Spitzen der Zweige schabten über seinen Rücken. Er zog die Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis, und die drei Riemen rutschten hervor. Sie klatschten mit einem müden Geräusch zu Boden, aber Suko hob die Peitsche sofort wieder an.

Die Kreatur der Finsternis stand vor ihm, als wollte sie jeden Augenblick explodieren. Eine unbeschreiblich grausame Fratze starrte den Inspektor an, das Wesen lechzte nach Blut, doch statt Blut erhielt es Prügel, denn Suko hämmerte mit der Peitsche zu.

Die drei Riemen wirbelten von der Seite her auf die Gestalt zu.

Sie klatschten gegen ihren Körper, umfingen ihn wie drei Lassos, und Jake Hamilton riss mit einer grotesken Bewegung beide Arme in die Höhe, als suchte er Halt.

Vergeblich.

Er fiel zu Boden.

Sein Körper sonderte einen stinkenden Qualm ab. Träge und grünlich schimmernd wehte er Suko entgegen, der mit einer blitzschnellen Bewegung die drei Riemen wieder löste.

Die Kreatur war frei, aber sie konnte sich nicht mehr auf den eigenen Beinen halten. Die Knie wurden weich, sie sackte zusammen, sie schlug hart auf, und Suko hörte, wie die Knochen in den Beinen mit knirschenden Geräuschen brachen.

Die Kreatur fiel zusammen wie ein Haufen alter Lappen.

Sie lag auf dem Boden. Sie zuckte. Die Hände kratzten rechts und links des Körpers über den Boden.

Aber sie fanden keinen Halt mehr.

Es war vorbei.

Suko starrte in das Gesicht.

Er sah das, was von ihm zurückgeblieben war. Eine aufgedunsene

und schleimige Masse, eine pochende undzuckende, widerliche Blase, in der Schleim hochstieg und die Merkmale der Fratze zerfließen ließ.

Und dann platzte sie.

Suko zuckte zurück. Nicht weit genug, ein paar Spritzer erwischten ihn dennoch, aber von der Kreatur der Finsternis waren nur mehr in Stoff eingepackte Reste zurückgeblieben…

***

Es war eine Szene, die sich bei mir einprägte wie ein besonders schlimmer Albtraum.

Die Frau, deren Namen ich nicht mal kannte, stand da, summte noch immer das Lied, streichelte ihr »Kind« und fing gleichzeitig an, sich zu verwandeln.

Ich war als Zeuge zugegen und konnte einfach nichts tun, weil mich die Überraschung auf der Stelle bannte. Der Schock hatte mich wie der Schlag mit einem Hammer getroffen, denn was hinter dem menschlichen Gesicht der Frau zu Tage trat, war einfach grauenhaft.

Es war die Fratze eines Monsters, und ich wurde in diesem Fall mit einem uralten, doch für mich relativ neuen magischen Phänomen konfrontiert, mit den Kreaturen der Finsternis.

Sie war eine dieser Kreatur, und ich erlebte zum ersten Mal, dass diese Wesen auch Kinder haben konnten.

Sie vermehrten sich also!

Darin hatten sie mit den Menschen etwas gemein, nicht nur mit ihrem Zweitaussehen.

Doch was dabei herausgekommen war, das konnte man nur als einen widerlichen Bastard bezeichnen.

Die Verwandlung der Frau war abgeschlossen. Zwischen den Lippen schoss plötzlich eine Zunge hervor, die aussah wie ein grüngrauer Aal. Sie krümmte sich und leckte mit ihrer Spitze an der Haut des Monsterkindes entlang.

Es war schlimm, das mit ansehen zu müssen, aber ich tat zunächst nichts.

Diese Kreaturen der Finsternis hatten vor Milliarden von Jahren, so nahm ich an, als mystische Wesen, vielleicht als Geister existiert und sich irgendwann ein Aussehen gesucht, allerdings ein schreckliches, das den normalen Menschen, wenn sie sich ihnen offenbarten, eine tiefe Angst einjagte.

Das Kind klammerte sich am Hals der Frau fest, und es starrte auf einen Kopf, der sich aus zwei Teilen zusammensetzte. Einmal Schlange, einmal Schwein, kaum zu beschreiben. Das breite Maul, aus dem die Zunge schaute, passte nicht zu der Schweinsschnauze, aber dieses Lecken beruhigte das kleine Monster.

Ein sattes Knurren war zu vernehmen, ähnlich dem Schnurren, das

eine zufriedene Katze von sich gibt.

Ich hatte meine Überraschung überwunden, die sowieso nur einige Sekunden gedauert hatte.

Dass ich die Kreatur der Finsternis nicht leben lassen durfte, war klar. Und ich wusste auch, dass mein Kreuz die geeignete Waffe war, denn diese Kreaturen machten es nahezu wütend und mobilisierten in ihm regelrechte Urkräfte.

Die Augen des Kindes hatten sich verengt, dennoch bewegte es sie nun und schielte mich von der Seite heran.

Etwas veränderte sich darin. Ichsah das plötzliche Blitzen und hörte das Fauchen.

Auch die Mutter riss ihr Maul auf.

Im gleichen Augenblick sprach ich die Formel. »Terra pestem teneto – Salus hic maneto…«

***

Gegen dieses Urböse aus den Tiefen der Zeiten wirkte mein Kreuz wie ein Allheilmittel, und darüber war ich froh.

Seine helle Kraft explodierte zwischen Mutter und Kind, und plötzlich waren beide von einer strahlenden Helligkeit umgeben.

Das Zimmer veränderte sich. Die Wände sah ich nicht mehr, stattdessen glitt mein Blick tief hinein in eine riesige Lichtwelt, als stünde ich mitten im All.

Ich sah vier schattenhafte und dennoch helle Gestalten, deren Anblick mir eine tiefe innere Ruhe gab, und ich wusste sofort, dass die Hüter des Kreuzes, die vier Erzengel, aus einer unbeschreiblichen und unfassbaren Welt erschienen waren.

Sie schauten hinunter.

Sie sahen, wie das Licht zusammenbrach und gleichzeitig die beiden schrecklichen Kreaturen vergingen, die miteinander zuletzt verschmolzen waren.

Mutter und Kind bildeten eine schmutzige, schmierige Einheit, ein zusammensackendes Etwas, das widerlich stank und als ekliger Geruch in meine Nase drang.

Dieses Etwas lag nun vor mir.

Ich schaute hinab.

Ich hob einen Fuß.

Ich trat darauf.

Und ich kam mir dabei vor wie der Erzengel Michael, der auf den Kopf der Schlange trat, nachdem er sie besiegt hatte.

Das Licht verschwand.

Ich sah mich wieder inmitten dieses fremden Zimmers und spürte unter der Schuhsohle die widerliche Masse, die einmal Kreaturen der Finsternis gewesen waren.

Wenig später verließ ich die Wohnung.

Nachbarn standen im Flur, um die ich mich nicht kümmerte. Ich ging aus dem Haus, atmete die kühle und frische Luft ein, sah auch vor der Tür fremde Menschen, aber ich entdeckte auch meinen Freund Suko, der breit lächelte.

Da wusste ich, dass wieder alles okay war…

ENDE